Rosenkreuzer und Illuminaten.

Rosenkreuzer und Illuminaten.

Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert

von

Max Ring.

Zweiter Theil.

Berlin, 1861.
Verlag von Otto Janke.

I.

Wandlungen und Wanderungen.

Es giebt Ereignisse im Leben des Menschen, welche so tief in sein Inneres eingreifen, daß alle seine bisherigen Anschauungen und Grundsätze plötzlich umgestürzt werden und eine gänzliche Veränderung erleiden. Aehnlich den Revolutionen in der Existenz der Völker, erlebt auch das einzelne Individuum zuweilen einen derartigen gewaltsamen Umsturz seiner moralischen Welt. Die Grundfesten seiner früheren Ueberzeugung brechen über Nacht zusammen, Liebe, Vertrauen, die heiligsten Bande zerreißen und an ihre Stelle treten die finsteren Gewalten des Hasses, der Rache und der bittersten Menschenverachtung. Meist sind es gerade die idealsten Naturen, die edelsten Schwärmer, welche einem solchen Schicksal unterliegen, weil sie am leichtesten betrogen, auch am schwersten verletzt werden.

Solch' eine Katastrophe hatte jetzt meinen armen Vater, wenn auch nicht ganz ohne seine Schuld, getroffen. Seine allzugroße Leichtgläubigkeit hatte ihn schon früher oft getäuscht, aber nie in dem Maße, als in dieser Angelegenheit. Alle seine Hoffnungen und Aussichten waren ihm durch die List seiner eigenen Schwester geraubt worden. Gerade dieser Umstand schärfte aber den Stachel und vergiftete die Wunde, welche um so empfindlicher sein mußte, weil sie von befreundeter Hand ihm geschlagen war. Kein Fremder vermag uns so weh zu thun, als unsere nächsten Freunde und Verwandten; kein Leid ist so bitter, als der Schmerz verrathener Liebe.

Nur seine kräftige Constitution schützte meinen Vater vor den Folgen dieses Schlages; er tödtete ihn nicht mit einem Male, aber er vergiftete langsam sein ferneres Leben und verpestete moralisch seine Seele. Aus einem harmlosen, leichtgläubigen und leichtsinnigen, aber gutmüthigen Mann war ein mißtrauischer, menschenfeindlicher, verbitterter Misanthrop geworden. — Nicht der Verlust der Erbschaft, die er nicht einmal für sich gewünscht, sondern die Art und Weise, wie ihn die eigene Schwester darum gebracht, übte eine solche verderbliche Wirkung auf eine ursprünglich bessere Natur. — Fast systematisch flößte er mir seine ver-

änderte Gesinnung ein, indem er es sich zur Aufgabe gestellt zu haben schien, alle edleren Empfindungen, alle weicheren Gefühle in mir zu ersticken.

„Lüge und Betrug", wiederholte er jetzt oft in meiner Gegenwart, „sind die einzigen Mittel, um zum Ziele zu gelangen; ein Thor, wer noch an Tugend, an Liebe und Freundschaft glaubt. Sie sind nur Lockspeisen für die Dummen, welche sich von solchem Köder fangen lassen und die Beute der Schlauheit werden. Der Eigennutz regiert die Welt, und Wehe dem, der sich täuschen läßt. Der Aermste wird verlacht und, wenn er zu Grunde geht, noch obendrein verspottet."

Stundenlang konnte er in dieser Weise fortfahren, ohne sich zu wiederholen oder zu erschöpfen. Er wurde nicht müde, stets neue Beweise für die Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit des menschlichen Geschlechtes beizubringen. Mit fanatischem Eifer wüthete er jetzt gegen seine früheren Schwärmereien, mit satanischer Lust zerstörte er seine eigenen Illusionen.

„Ich war ein Thor, ein Narr", sagte er, „daß ich an die Möglichkeit einer universellen Wissenschaft, an den Stein der Weisen und an das Lebenselixir glaubte, und doch war ich nicht thörichter als tausend Andere, die einem anderen Phantome nachjagen. Ist

es nicht im Grunde gleich, ob ich mich von einem Betrüger, wie Schröpfer, oder von einem graduirten Professor, ob ich mich von einem studirten und geprüften Arzte, oder einem unstudirten Charlatane täuschen lasse? — Ich sehe keinen Unterschied zwischen dem Gaukler im rothen Frack, der vor meinen Augen Wasser in Wein verwandelt, und zwischen dem Gaukler im schwarzen Talar, der aus Wein Blut macht. — Höchstens, daß der Eine aufrichtiger ist, indem er mich nicht zwingen will, sein Wunder zu glauben und mich nicht für einen Ketzer hält, wenn ich an ihm zweifle."

Eigennutz und Selbstsucht waren nach ihm die einzigen Triebfedern der ganzen Menschheit; von nun an gab es keine große That, die er nicht aus solchen gemeinen Quellen ableitete. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinne führte er seine neue Theorie bei jeder sich darbietenden Gelegenheit durch, indem er, wie der Physiologe unter dem Mikroskope den reinen Wassertropfen in ein scheußliches Gewühl sich bekämpfender Ungeheuer auflöst, die edelsten Handlungen als ein Gemisch der widerlichsten Leidenschaften und egoistischer Triebe darthat. Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern erschien ihm nur als ein Akt der befriedigten Eitelkeit, die Liebe der Kinder zu den Eltern war nur Eigennutz in seinen Augen. Die zärtlichsten

Gefühle des Herzens führte er auf verborgene Sinnlichkeit zurück; das Streben nach Wissen dünkte ihm nichts als befriedigte Eitelkeit. Die heiligsten Empfindungen der Menschheit, die erhabene Großmuth, die hingebendste Selbstaufopferung verspottete er entweder als weichliche Schwäche oder als eine feinere Art des Egoismus. — Von nun an las er nur noch die Schriften der französischen Encyklopädisten, die er früher nicht leiden mochte; am meisten fühlte er sich von dem zersetzenden Geiste eines Voltaire und Diderot angezogen, aus denen er die reichste Nahrung für seine menschenfeindliche Gesinnung schöpfte.

Es läßt sich wohl denken, daß der tägliche Umgang mit meinem so verbitterten Vater eben nicht den vortheilhaftesten Einfluß auf das weiche, bildsame Gemüth des Knaben ausübte. Ich besaß Verstand genug, um seine Ansichten zu begreifen, aber weder die hinlänglichen Kenntnisse, noch die nöthige Reife und Erfahrung, um ihn zu widerlegen. Dennoch sträubte sich anfänglich meine bessere Natur, oder vielmehr die mir von meiner verstorbenen Mutter eingepflanzte Frömmigkeit gegen seine Alles vernichtende Weltanschauung.

Eines Abends saßen wir, wie gewöhnlich, in ähnliche Gespräche vertieft, wobei ich fast gänzlich auf die Rolle eines stummen Zuhörers beschränkt blieb, wäh-

rend er seine langen, düsteren Monologe hielt. Das dunkle Zimmer war nur schwach von der niedergebrannten Lampe beleuchtet, in einem Winkel stand die große, altväterische Wanduhr, deren gleichförmig eintöniger Schlag stets etwas Gespenstisches für mich hatte. Ich konnte an dem braunen, sargähnlichen Gehäuse nie vorübergehn, ohne mich zu ängstigen, daß es aufspringen und irgend eine furchtbare Erscheinung auf mich zutreten würde. Draußen klapperte der Wind mit dem alten Eisenwerk und den morschen Fensterläden. Es herrschte eine unheimliche Stimmung, die noch unheimlicher durch die Reden des Vaters wurde. So geradezu atheistisch und gotteslästerlich hatte ich ihn noch nie zuvor sprechen hören. Ich erinnere mich noch deutlich, daß er bald das alte, bald das neue Testament einer zersetzenden Kritik unterwarf und von dem Stifter der jüdischen Religion, wie von dem göttlichen Erlöser in gleich verletzender Weise redete.

Ich empfand dabei ein unbeschreibliches Grauen, mein Haar sträubte sich, als er so das Heiligste in meiner Gegenwart angriff. Jeden Augenblick erwartete ich, daß sich plötzlich ein Abgrund zu unseren Füßen aufthun, daß ein Blitz den verwegenen Lästerer treffen würde. Ich zitterte fortwährend vor dem göttlichen Strafgericht; gern hätte ich ihn auf meinen Knieen

beschworen, innezuhalten, und doch fehlte mir der Muth, ihn zu unterbrechen. Hinter der alten Wanduhr glaubte ich einen dunklen, drohenden Schatten zu bemerken; bald war es der Engel des Gerichts, bald das zürnende Gesicht des grauen Propheten, bald die erhabene Gestalt des Erlösers, die ich zu sehn vermeinte.

Ein kalter Schauer rieselte mir durch Mark und Bein. Wie ein Alp legte sich die Furcht um meine Glieder, mein Herz pochte so laut, daß es mir die Brust zu sprengen drohte; ich hätte aufspringen mögen vor unsäglicher Angst, aber meine Glieder waren wie gelähmt. Ein Windzug hatte die Kammerthür geöffnet — mir schien es, als ob dort auf dem Lehnstuhle die verstorbene Mutter säße und, die Hände ringend, leise schluchzte.

Ich wagte kaum noch zu athmen.

Immer kühner und verwegener klangen die Reden des Vaters, während mich ein unbeschreibliches Weh durchzuckte. Es war nicht mehr die bloße Furcht, sondern ein tiefer, mir damals noch unklarer Schmerz, den mir seine Worte bereiteten. Die frommen Lehren der Mutter, der tief eingewurzelte Glaube der Kindheit zitterte gleichsam unter der rohen Berührung von dem eisigen Hauche der neuen Aufklärung. Das plötz-

liche grelle Licht that meinem inneren Auge unendlich weh und dennoch vermochte ich es nicht abzuwenden.

Noch immer erwartete ich irgend ein göttliches Wunder, eine überirdische Erscheinung, welche Zeugniß gegen meinen Vater und dessen verwegene Lehren ablegen sollte. Als ich ihn aber nach wie vor unverletzt neben mir sah, weder die Decke über unserm Haupte zusammengestürzt war, noch die Erde uns verschlungen hatte, regte sich auch in meiner jungen Seele der Zweifel an meinem bisherigen Glauben und ich stimmte ihm im Stillen bei. Nach und nach lauschte ich mit einer Mischung von Vergnügen und geringerer Angst seinen ferneren Auseinandersetzungen; später lernte ich über die eigene Furcht spotten, obgleich ich sie nie gänzlich unterdrücken konnte. Selbst heute noch kann ich mich bei ähnlichen Gelegenheiten des Gefühls nicht erwehren, als ob eine kalte Hand mich im Nacken faßte, wenn in meiner Gegenwart über religiöse Gegenstände in frivoler Weise gesprochen wird.

Damals aber reichte jener Abend hin, mein gläubiges Bewußtsein so bedeutend zu erschüttern, daß ich zum ersten Male das gewöhnliche Abendgebet vor dem Zubettegehn laut herzusagen unterließ. Vielleicht war das die Ursache, daß ich schlechter als sonst schlief und von ängstlichen Träumen heimgesucht wurde.

Am nächsten Tage verschaffte ich mir aus der Bibliothek meines Vaters einige jener französischen Schriftsteller, welche mit ihrem scharfen Spott und geistreichem Witz die Grundwahrheiten des Christenthums und der Religion überhaupt anfeindeten. Ich verstand zwar zum Glück nicht Alles, was ich las, aber doch genug, um im Geiste meines Jahrhunderts ihnen beizustimmen.

Die ganze damalige Generation war von einer epidemischen Zweifelsucht angesteckt; der Atheismus lag gleichsam in der Luft. Die Menschheit war aus dem dumpfen Traum der mittelalterlichen Beschränktheit aufgewacht und streifte gewaltsam die bisherigen Fesseln ab. Alles wurde von ihr in Frage gestellt; die bestehende Ordnung der Gesellschaft ging einer vollständigen Auflösung entgegen. Es galt, die Welt von Neuem zu gestalten, die verrotteten Vorurtheile gründlich zu beseitigen. Diese große, welthistorische Aufgabe konnte nur von der schonungslosen Kritik, von dem Alles zersetzenden Skepticismus des achtzehnten Jahrhunderts gelöst werden.

Die vorangegangene deutsche Reformation hatte ihr Werk nur halb gethan, mitten in ihrer Entwickelung wurde sie aufgehalten und blieb ausschließlich auf den Norden Europa's und auf das religiöse Gebiet beschränkt. Die politischen Anläufe, welche sie unter

Thomas Münzer während des Bauernkrieges genommen, wurden von Luther selbst verdammt, von dem Adel in Verein mit den Fürsten vollständig erstickt. Nach dem dreißigjährigen Kriege trat eine Zeit der Erschlaffung und Erschöpfung für Deutschland ein, während in Frankreich die Idee des absoluten Königthums, durch den gewaltthätigen Richelieu, den staatsklugen Mazarin vorbereitet, in dem stolzen Ludwig dem Vierzehnten ihre Verwirklichung und höchste Entwickelung fand. Er wurde das Vorbild für die übrigen Fürsten, welche, wie er sich als den Mittelpunkt des Staates betrachtete, den Adel zu bloßen Höflingen erniedrigten und das Volk mit Hilfe einer reich dotirten und begünstigten Geistlichkeit im Zaume hielten und besteuerten.

Unter dem doppelten Drucke des Herrscherthums von Gottes Gnaden und des Priesterthums schmachtete die Welt, der Despotismus der Fürsten stützte sich auf der Autorität der Kirche, während diese mit dem Schwerte der weltlichen Macht ihre unantastbaren Rechte vertheidigte. Die Sicherheit des gegenseitig garantirten Besitzes wurde Beiden gleich gefährlich, das unumschränkte Königthum überließ sich dem ausschweifendsten Genuß, der zügellosen Lüderlichkeit, die Kirche einer Habsucht, Geld- und Ländergier ohne Gleichen.

Zwischen Beiden stand der entwürdigte Adel, ab-

wechselnd der Genosse der Ausschweifungen, oder der Diener seiner Fürsten, heute ihr Kuppler und Zechbruder, morgen Verschwörer und Intriguant gegen sie, für seine selbstverschuldete Knechtschaft sich durch Bedrückung seiner Leibeigenen, durch Verachtung des fleißigen, strebsamen, ehrgeizigen Bürgerthums rächend, aus dessen Mitte jene Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hervorging, welche Kirche, Königthum und Adel mit Erbitterung haßte.

Diese Philosophie war es, die zunächst ihre Waffen gegen die Geistlichkeit wandte, weil sie instinktmäßig in ihr den gefährlichsten Feind ahnte, nach dessen Besiegung sie leicht mit ihren andern Gegnern fertig zu werden hoffte. Merkwürdiger Weise fand sie in dem Adel einen mächtigen Bundesgenossen, diese demoralisirten, spottlustigen Höflinge lachten und klatschten Beifall bei den ersten Angriffen gegen die Kirche und Religion, wie sie später lachten und Beifall klatschten, als das Königthum in Frankreich von der kühner gemachten, bürgerlichen Philosophie verhöhnt und angegriffen wurde. In seiner unbegreiflichen Verblendung bot der Adel seine Hände zum Sturze des Altars, wie er selbst die ersten und schwersten Streiche gegen den Thron führte, dessen Stütze er doch stets zu sein vorgab.

Die kritisch auflösende, skeptisch vernichtende Stim-

mung jener Epoche war zur Zeit des siebenjährigen Krieges ebenso nach Deutschland eingedrungen, wie schon früher die liederliche Maitressenwirthschaft des Versailler Hofes und die Frivolität des französischen Adels, die bei uns mit einer entsetzlich komischen Naivität fast sklavisch nachgeahmt wurden. Es war Mode geworden, ein Atheist zu sein und das Christenthum zu bespötteln, wie es Mode war, für einen Roué zu gelten und auszuschweifen. Man bezog aus Paris seine Perrücken und seinen Unglauben, seine Maitressen und seine Bücher; Voltaire's berüchtigte Pucelle und Jean Jeaque's Rousseaus' Contrat social.

Selbst ein Genius, wie Friedrich der Große, konnte sich der allgemeinen Strömung nicht entziehn, die gleichsam in ihm sich verkörpert auf den Königsthron niedersetzte und ihre Herrschaft proklamirte. Es war der Geist des achtzehnten Jahrhunderts, der in dem gekrönten Revolutionair sich noch einmal die Krone auf das Haupt setzte, ehe er sie selbst zertrümmert zu den Füßen des Volkes niederlegte.

Auch ich huldigte nur diesem Geiste, als ich den frommen Glauben meiner Kindheit und mit ihm die Unschuld meiner Seele so leicht hingab. Ich war nur ein Kind meiner Zeit, als ich mich zu solchen Grundsätzen bekannte. Aber mit dem Unglauben des acht-

zehnten Jahrhunderts ging der Aberglaube Hand in Hand. Das tiefe, der menschlichen Seele eingepflanzte Bedürfniß nach einer andern Welt machte sich, von allen Seiten unterdrückt, gewaltsam Luft und gerieth dadurch auf die wunderlichsten Abwege. Dieselben Spötter, welche das Dasein eines persönlichen Gottes leugneten, zitterten im Dunkeln vor den Gespenstern ihrer Einbildungskraft; dieselben Philosophen, die die Wunder des alten und des neuen Testamentes belächelten, glaubten an die Aufschneidereien eines Cagliostro und Grafen St. Germain, an die Geistererscheinungen geschickter Taschenspieler und frecher Abenteurer.

So umfaßte diese Epoche der Geschichte die widersprechendsten Gegensätze, den kühnsten Atheismus und den feigsten Aberglauben, himmelstürmende Ideen von einer welterschütternden Tragweite und die niedrigsten Gesinnungen knechtischer Unterthänigkeit, den ausgebildeten Absolutismus und die gährende Revolution, die blasirte Sittenlosigkeit und die höchste Schwärmerei für die Menschheit, dunkle Finsterniß und blendendes Licht des hereinbrechenden Tages. Es war ein geistiges Chaos, ein gewaltiges Ringen und Kämpfen der entgegengesetzten Elemente, ein ungeheurer Scheidungsprozeß, der sich im Ganzen, wie in dem einzelnen Individuum vollzog.

Während dieser inneren Vorgänge in meiner Seele, verschlimmerte sich unsere äußere Lage mehr und mehr, von Tag zu Tag. Die kleine Pension meines Vaters reichte kaum hin, ihn und meine Schwester dürftig zu ernähren. Dazu kam eine nicht unbedeutende Schuldenlast, die er in früheren Zeiten aufgehäuft hatte. Unter solchen Verhältnissen wurde mir der Aufenthalt im väterlichen Hause so unerträglich, daß ich mich fortsehnte. Ich hatte den Wunsch, in der Ferne mein Glück zu suchen, wogegen mein Vater auch nichts einzuwenden hatte, obgleich weder er, noch ich recht wußten, was ich beginnen und welche Laufbahn ich einschlagen sollte. Am liebsten wäre ich Soldat geworden, aber theils war ich noch zu jung zum Dienen, theils fehlten mir die nöthigen Mittel, um Officier zu werden. Als Gemeiner einzutreten, dagegen sträubte sich mein Stolz, da in jener Zeit das Heer meist aus zusammengelaufenem Volk bestand und demgemäß eine wahrhaft barbarische Disciplin gehandhabt wurde.

Da ich den Vater fortwährend mit meinen Bitten bestürmte, mich fortgehn zu lassen, indem ich mit dem Leichtsinn der Jugend an meinem Fortkommen nicht zweifelte, so gab er endlich seine Einwilligung zu einer Reise nach Berlin, wo ich durch Hilfe einiger Empfehlungen ein angemessenes Unterkommen zu finden

hoffte. Zu diesem Zwecke gab er mir einige Briefe an seine früheren Freunde mit, von denen der Herr von Bischofswerder, wie er gehört hatte, jetzt als Major und Gesellschafter des Thronfolgers in preußischen Diensten stand. Ein zweites Schreiben war an einen alten Kameraden gerichtet, der sich glücklich bis zum Regimentscommandeur aufgeschwungen. Mit diesen Briefen und einigen Dukaten begab ich mich auf den Weg, begleitet von den Segenswünschen meiner guten Schwester und den Ermahnungen des Vaters, die ihre menschenfeindliche Färbung nicht verleugneten. Dringend empfahl er mir, stets auf meiner Hut zu sein, Keinem zu trauen und vor allen Dingen meinen eigenen Vortheil wahrzunehmen. Seine Lehren fielen trotz meiner Jugend auf einen geeigneten Boden; durch die vorangegangenen Ereignisse war mein Verstand in überraschender Weise geschärft und gereift worden. Ich hatte bereits einen tiefen Blick in das Leben und seine verschlungenen Irrwege gethan, die gemeine Intrigue, die Habsucht und den Egoismus der Welt aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Auch die große Bedeutung des Besitzes, die mit demselben verbundenen Annehmlichkeiten und die Entbehrungen, welche aus seinem Mangel entspringen, leuchteten mir vollkommen ein. Die kurze Zeit, die ich auf dem Schlosse des

verstorbenen Onkels im Ueberflusse zugebracht, die daran sich knüpfenden und jetzt vereitelten Hoffnungen waren ganz dazu geeignet, den Contrast mit der Armuth des väterlichen Hauses nur noch empfindlicher zu machen und den in meiner Seele zurückgelassenen Stachel zu schärfen.

Armuth und Noth sind gewaltige Lehrmeister im guten, wie im schlechten Sinne; je nachdem sie auf den entsprechenden Boden fallen, bringen sie bald edle, bald giftige Früchte hervor; sie sind die Mütter großer Tugenden und großer Laster. Unter allen Verhältnissen üben sie aber einen mächtig förderuden Einfluß auf den Geist und das Herz des Menschen aus; sie rufen alle Kräfte der Seele wach und spannen jede Nerve und jede Fiber zu erhöhter Thätigkeit an; sie machen erfinderisch und vorsichtig, strebsam und beharrlich, fein und gewandt, fleißig und arbeitsam, aber auch hinterlistig und schlau, rücksichtslos und verschlagen, hart und egoistisch. —

Ich selbst war von Natur keineswegs verdorben, sondern für jedes bessere Gefühl empfänglich, offen und gutmüthig, höchstens eitel und ehrgeizig, aber die Verhältnisse und vor Allem die letzten Ereignisse und die sich daran knüpfenden Folgen hatten mein ganzes Wesen umgewandelt, die edlen Keime in ihrer

Entwickelung aufgehalten, wo nicht gar erstickt. Die guten Lehren meiner Mutter, die Grundsätze der Religion hatten noch nicht hinlänglich feste Wurzeln gefaßt, um der Versuchung zu widerstehn. Zwischen den halb verstandenen Ansichten meines Vaters und den französischen Encyklopädisten konnten sie sich nicht behaupten; sie wurden wie das gesunde Saamenkorn vom Unkraut überwuchert und nach und nach verdrängt. Ohne jede moralische Stütze trat ich in die Welt, von der ich eine nur unvollkommene, wo nicht gradezu verderbliche Kenntniß theils durch eigene Erfahrung, theils vom Hörensagen solcher Personen empfangen hatte, deren Worten ich Glauben zu schenken schuldig war. Mir fehlte jeder feste Halt, nachdem ich, wenn auch nicht durch eigene Schuld, den Glauben an den Himmel zugleich mit dem Glauben an die Menschheit verloren hatte.

Für diese Seelenzustände mangelte mir jedoch damals das klare Bewußtsein, womit ich sie gegenwärtig betrachte. Es ist ein Glück der Jugend, daß sie noch zu sehr mit der Aufnahme der Außenwelt beschäftigt ist, um über sich selbst nachzudenken. Mit den zunehmenden Jahren beginnt erst das quälerische Geschäft der Selbstbetrachtung und der meist zu späten Reue. Noch war ich jung, mein Auge hell und mein

Appetit ungeschwächt, als ich diesen ersten selbstständigen Ausflug in die Welt machte. Ich sollte Berlin, das große Berlin sehn, vielleicht für immer daselbst bleiben und mein Glück in der schönen Residenz finden; was kümmerte mich das Heil meiner Seele und mein inneres Leben?

Ich träumte von einer glänzenden Zukunft, von herrlichen Tagen, von der günstigsten Aufnahme bei den Freunden meines Vaters, von der erstaunlichsten Wirkung der mir mitgegebenen Empfehlungsbriefe. Ich sah mich bereits als glücklicher Cornet in neuer Uniform, mit goldenen Tressen, den Degen an der Seite und aus dem Cornet wurde ein Officier; ehe ich noch die Thore von Berlin erreichte war ich bereits, natürlich nur in Gedanken, zum General avancirt.

So vertrieb ich mir den langweiligen Weg durch den unerschöpflichen märkischen Sand, indem ich mich den Spielen meiner jugendlichen Phantasie überließ. Wegen meiner geringen Barschaft hatte ich die ordinäre Post als Beförderungsmittel des künftigen Helden gewählt. Dieselbe bewegte sich mit einem wahrhaft entsetzlichen Phlegma durch die brandenburgische Sahara; Condukteur, Postillon und Pferde schienen sich das Wort gegeben zu haben, meine Ungeduld auf die

härteste Probe stellen zu wollen. Die vorhandenen Passagiere waren ebenfalls wenig, aber gar nicht geeignet, mich für die Leiden des Weges zu entschädigen, meist waren es Kaufleute, die zur Messe reisten, oder Oekonomen und Viehhändler, welche in ihren Geschäften die Hauptstadt besuchten. Ihre Gespräche drehten sich um Getreidepreise, Schafzucht, Stallfütterung und ähnlich interessante Gegenstände. Auf einer der letzten Stationen stieg endlich ein neuer Passagier ein, durch den die Unterhaltung eine mehr politische Färbung erhielt. Es war ebenfalls ein Kaufmann, jedoch wegen einer unbedeutenden Steuerunterlassung zu einer so unverhältnißmäßig großen Geldstrafe verurtheilt, daß er sein halbes Vermögen dadurch zu verlieren im Begriffe stand, wenn er nicht einen Nachlaß der Strafe bewirkte; weshalb er eben nach der Hauptstadt fuhr. Sein Fall, den er unter leidenschaftlichen Klagen erzählte, erregte eine allgemeine Theilnahme, die sich zu meiner großen Verwunderung in Schimpfreden und Verwünschungen gegen den großen Friedrich Luft machte.

„Der alte Kaffeeschmecker, der Tabaksriecher!" rief ein dicker Viehhändler mit einem rothen, grimmigen Gesicht.

„Der weiß auch nichts Besseres, als das Land auszusaugen und die Leute bis auf's Blut zu chica-

niren. Die Steuern sind nicht mehr zu erschwingen und, wenn das so fortgeht, sind wir Alle ruinirte Leute."

„Und was Er nicht ausheckt, das bringen ihm die verwünschten Franzosen bei. Wenn es nach mir ginge, so jagten wir das ganze Gesindel aus dem Lande. Sie sind Alle nichtsnutzige Spione und Hallunken. Neulich kommt so ein Windbeutel in der finstern Nacht in mein Haus, um nach verbotenem Kaffee zu visitiren. Ich lasse ihn erst eine Weile stehn und klopfen, ehe ich aufmache. Endlich lasse ich ihn herein, als er mir mit der Wache drohte. Durchstöbert mir der Kerl das ganze Haus, vom Keller bis hinauf zum Boden, selbst in die Schlafkammer, wo meine Alte in ihrem Bette lag, dringt er mir nichts dir nichts ein und sucht unter der Decke nach."

„Da soll ja gleich das Donnerwetter d'reinschlagen!" fluchte ein vierschrötiger Landwirth, indem er seine gewichtige Faust ballte. „So eine Zucht ist himmelschreiend. Der Alte wird mit jedem Tage schlimmer; er nimmt den letzten Groschen uns noch ab und zum Dank sollen wir uns für ihn die Knochen auch noch entzweischlagen lassen."

„Zum Glück", meinte ein Anderer, „kann er es nicht mehr lange machen. Er fängt schon an klapperig zu werden. Lange dauert's nicht, dann kommt der

Kronprinz 'ran. Den lob' ich mir; der sagt doch nicht zu allen Leuten „Er", sondern „Sie", wie es sich für einen solchen Herrn schickt. Wenn der erst zur Regierung kommt, das soll ein Leben werden. Da wird man den Champagner aus Krügen trinken, daß sich der alte Knauser vor Aerger noch im Grabe herumdrehen muß."

„Na! Die Frauenzimmer werden sich auch nicht zu beklagen haben."

„Das will ich meinen. Da wird das Geld wieder unter die Leute kommen und die Tabaksriecherei ein Ende nehmen."

In dieser Weise ging es noch eine gute Weile fort, wobei die guten Leute sich durchaus keinen Zwang anthaten. Ich konnte mich nicht genug darüber wundern, daß sie so frei, fast konnte man sagen, unverschämt über den König sprachen, den ich gewohnt war als das höchste Ideal eines Monarchen zu verehren. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Friedrich der Große keineswegs so beliebt war, wie ich bisher geglaubt hatte. Der größere Theil des Volkes schien seiner Herrschaft herzlich müde zu sein und in ihm nur einen alten, eigensinnigen Tyrannen zu sehn, der das Land mit unerschwinglichen Steuern und Abgaben drückte. Ich wurde wieder um eine Illusion ärmer und mein

ohnehin schon wankendes Vertrauen erhielt einen neuen Stoß. Die Wirklichkeit entsprach wieder so wenig dem Bilde meiner Phantasie. Nach den Angaben meines Vaters sah ich nur stets den jugendlichen Schlachtengott, den edelsten, für das Glück seines Volkes schwärmenden Monarchen vor meinen begeisterten Blicken schweben, und nun sollte ich einen abgelebten, verhaßten, egoistischen Greis an der Stelle meines Ideals finden. Es war dies ein schmerzliches Gefühl und ganz geeignet meine bisherigen Hoffnungen herabzustimmen.

Die Nähe der Hauptstadt gab indeß bald wieder meinen Gedanken eine andere Richtung. Die damals und selbst heute noch nicht besonders ausgezeichnete Frankfurter Vorstadt war zwar nicht geeignet die großen Erwartungen, welche ich von Berlin mir gemacht hatte, zu erfüllen. Die kleinen Häuser, meist von armen Webern bewohnt, konnten mir, nachdem ich bereits Dresden und Leipzig gesehn, grade nicht imponiren; aber die großen Kasernen und Magazine, an denen wir vorüberfuhren, erregten schon in einem hohen Grade meine Bewunderung. In den weitläufigen Höfen sah ich die Rekruten von alten Unterofficieren einüben, die es nicht an kräftigen Flüchen und der üblichen Fuchtel mit dem gewichtigen Stocke fehlen ließen. Zum ersten

Male erblickte ich hier die Helden des großen Friedrich's in der Nähe, meist kräftige Gestalten mit wettergebräunten Gesichtern und mächtigen Schnauzbärten, von martialischem Aussehn.

Am Thore selbst empfing uns der wachthabende Officier, dem wir unsere Papiere vorzeigen mußten. Es war ein noch junger Mann, der mit wegwerfender Grobheit die Passagiere behandelte; was von Allen sehr übel vermerkt wurde. Kaum daß wir abgefertigt waren, so stürzte sogleich eine ganze Schaar von Steuerbeamten auf uns los und unterzog uns und den Wagen der sorgfältigsten Durchsuchung. Jeder Winkel wurde nach verbotener Waare durchforscht, unsere Koffer und Felleisen aufgerissen und die darin liegenden Kleidungsstücke und Wäsche ohne Rücksicht umhergestreut. Unter Flüchen und Verwünschungen sammelten die Reisenden ihre Sachen wieder zusammen, die Post setzte sich wieder in Bewegung und wir hielten ohne weitere Abenteuer unseren Einzug in Berlin, wo ich in Anbetracht meiner kleinen Baarschaft einen Gasthof dritten Ranges zu meinem vorläufigen Quartiere wählte.

II.

Eine Begegnung.

Nachdem ich mich von den Anstrengungen meiner Reise erholt, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mir die Herrlichkeiten Berlins anzusehen. Auf gut Glück wanderte ich durch die geräuschvolle Königsstraße nach den Linden hin. Unterwegs bewunderte ich das Monument des großen Kurfürsten auf der Langen Brücke, von dem mir mein Vater schon öfters erzählt hatte. Ich theilte vollkommen seine günstige Meinung über das Meisterwerk, und war von dem stolzen Pferde eben so sehr wie von seinem imponirenden Reiter entzückt. Ich konnte nur nicht begreifen, daß die Leute so gedankenlos daran vorübergingen und kaum Einer unter Tausenden darauf einen Blick warf. Ueberhaupt fiel wie damals das apathische Wesen

der Berliner im höchsten Grade auf. An der Stelle des erwarteten Enthusiasmus fand ich eine gewisse Blasirtheit, vermischt mit jener, der Bevölkerung eigenen Spottlust. Vor dem königlichen Schlosse, das ich nicht genug anstaunen konnte, herrschte ein großes Stillschweigen, da der König, wie bekannt, nur selten nach Berlin kam und größten Theils in Sanssouci wohnte. Als ich mich nach dem Grunde erkundigte, hieß es, daß er die Berliner nicht leiden mochte. Sie vergalten ihm reichlich seine Abneigung durch ungenirtes Raisonniren über seine Maßregeln. Wohin ich kam und wo ich hinhörte, sprach man über seine Regierung in einer wahrhaft verletzenden Weise. Außerdem bekümmerte man sich wenig, oder gar nicht um seine Person, desto mehr um die des Thronfolgers, der, wie ich bemerken konnte, allgemein beliebt war. Selbst seine bekannten Schwächen wurden mit auffallender Milde beurtheilt, wie überhaupt über gewisse Dinge damals in Berlin ein hoher Grad von Toleranz herrschte.

Besonders belebt fand ich die schönen Linden, wo sich eine Reihe der prächtigsten Gebäude und eben erbauten Paläste erhoben. Der Platz vor dem Opernhause dünkte mir damals und auch noch heute einer der herrlichsten Plätze auf der ganzen Welt.

Das darauf befindliche Opernhaus hatte der König bald nach seinem Regierungsantritt in dem Jahre 1740 nach den Angaben des Freiherrn von Knobelsdorf mit großer Pracht erbauen lassen. Wie ich hörte, war es ausschließlich für die italienische Oper und die Lustbarkeiten des Hofes bestimmt, an denen ich später oft genug Theil nehmen sollte. Damals wurde nur während der Karnevalszeit wöchentlich zweimal und außerdem auf besonderen königlichen Befehl, bei hohen Vermählungen, fürstlichen Besuchen und andern großen Festen gespielt. Der Eintritt war noch unentgeltlich und das Parterre stand allen anständig gekleideten Personen offen, wogegen das Parquet und sämmtliche Logen für den Hof, den Adel, das Militair und die höheren Civilbeamten reservirt blieben. Während des Karnevals wurden im Opernhause maskirte Bälle gegeben. Zu diesem Behufe wurde der Zuschauerraum durch eine besondere Maschinerie in die Höhe geschraubt und der Bühne gleich gemacht. Aus dem ersten Rang und den Logen führten mit Teppichen belegte Treppen in den kolossalen Saal, der durch eigends dazu bestimmte Dekorationen meist in das Innere eines Tempels mit korinthischen Säulen verwandelt wurde. Durch gezogene Schranken war der Raum in zwei streng gesonderte Hälften geschieden, von denen die eine nur

von dem Hof und dem Adel betreten werden durfte. Die bevorzugte Klasse erschien zum Unterschiede ausschließlich in rosenfarbenen Dominos, während das bürgerliche Publikum in Dominos auch von andern Farben und in Charaktermasken gekleidet war. Man tanzte gewöhnlich von sieben bis neun Uhr Abends, alsdann speiste der Hof in dem Nebensaale an fünf Tafeln. Nur die rosenfarbenen Dominos hatten die Erlaubniß, wenn sie ihre Masken abnahmen, auch in diesen Saal zu treten; das übrige Publikum konnte von der ringsherumlaufenden Gallerie den Hof speisen sehn. Um zehn Uhr wurde die Tafel aufgehoben und wieder bis Mitternacht getanzt. —

Der Leser wird mir hoffentlich diese genaue Angaben verzeihn, da sie die Stellung der verschiedenen Klassen in jener Epoche bezeichnen und auch für den ferneren Verlauf dieser Begebenheit keineswegs so unwichtig sein dürften, wie es vielleicht den Anschein hat.

Ich übergehe die Schilderung der übrigen Gebäude unter den Linden, von denen das Palais des Prinzen Heinrich von Preußen, jetzt zur Universität umgewandelt, der Palast der Prinzessin Amalie, der Schwester Friedrichs des Großen, die Akademie und das herrliche Zeughaus noch ganz besonders hervorragten. Eben so sehr, wo nicht mehr, interessirte mich die Physiognomie

der Bevölkerung, welche, da es ein schöner Tag war, in ziemlicher Menge die sechsfache Lindenreihe und die Seitenwege belebte. Ich vermißte vor Allem den verschwenderischen Luxus, der mir in Dresden bei meinem dortigen Aufenthalte aufgefallen war; es fehlte mir der Glanz und Aufwand des prächtigen sächsischen Hofes, woran wohl hauptsächlich die Abwesenheit des Königs von Berlin die Schuld tragen mochte. Nur selten einmal ließ sich eine glänzende Equipage erblicken, meist waren es Fuhrwerke der bescheidensten Art, welche an mir vorüberzogen.

Auch in der Kleidung der Vorübergehenden gab sich eine gewisse sparsame Einfachheit, besonders im Bürgerstande zu erkennen, wenn auch hier und da mir ein Spaziergänger wegen seiner glänzenden Toilette auffiel. Selbst das weibliche Geschlecht machte hiervon keine Ausnahme; obgleich sich die Frauen meist mit vielem Geschmack zu kleiden wußten. Im Ganzen empfing ich einen nüchternen Eindruck von der hiesigen Gesellschaft, die ebenfalls den von ihr gehegten Erwartungen nicht entsprach. Ich hatte mir das Berlin Friedrich's des Großen weit prächtiger und strahlender gedacht. Am meisten noch gefielen mir die Soldaten und Officiere der verschiedenen Truppengattungen, denen ich so häufig begegnete, daß sie mir einen Hauptbestandtheil der Be-

völkerung auszumachen schienen. Dabei entging es mir nicht, daß das Militair mit einer gewissen Geringschätzung, wo nicht gar Verachtung auf den Bürger niederblickte. Die übermüthigen Lieutenants vom bekannten Regiment Gend'armes sprengten hoch zu Roß rücksichtslos durch den Schwarm der Fußgänger, ohne sich darum zu kümmern, daß Einer oder der Andere von ihnen überritten werden konnte; eben so zwangslos sah ich die Officiere der andern Truppengattungen den spazierenden Bürgern und Franen begegnen. Nie wichen sie aus, sondern sie erwarteten stets, daß man ihnen Platz machte. Weiber und Mädchen bekamen von ihnen Dinge zu hören, daß sie über und über roth wurden. Man sah, daß das Militair sich für den ersten Stand hielt und den Herrn hier spielte. Leider muß ich eingestehn, daß ich mich damals über diesen Vorzug freute und von Herzen den Wunsch hegte, selbst daran Theil zu nehmen.

Jetzt folgte ich dem Strome der Spaziergänger durch das Brandenburger Thor, das damals noch nicht mit dem Standbilde der Viktoria und ihrem ehernen Gespanne geschmückt war, nach dem Thiergarten, der auch in jenen Tagen stark besucht wurde. Durch die schattigen Gänge gelangte ich zu dem so genannten Hofjäger, der die Aufsicht über den Thier-

garten führte und zugleich das Recht hatte, Bier und andere Getränke für das Publikum auszuschenken. Ich fand hier eine zahlreiche Gesellschaft von Damen und Herren aus den besseren Ständen, die sich im Freien ziemlich ungenirt belustigten. Während die älteren Frauen die beliebte saure Milch statt des zu theuren Kaffees genossen und dabei ebenfalls tüchtig auf den König loszogen, der ihnen den Genuß ihres Lieblingsgetränkes so erschwerte, überließ sich das junge Volk seinem Vergnügen. Es wurde im Grünen gehüpft, gesprungen und Pfänder gespielt, wobei man sich durchaus, wie ich bemerken konnte, keinen Zwang im Küssen und Umarmen, bei der Auslösung anthat. Es herrschte im Ganzen ein keineswegs prüder Ton, sondern ein lustiges, fast leichtfertiges Wesen. Die Conversation wurde meist in französischer Sprache geführt; auch die Unterhaltung, von der ich unwillkürlich einzelne Bruchstücke auffing, blieb nicht immer gerade in den strengsten Schranken der deutschen Ehrbarkeit.

Als das gemeinschaftliche Spiel beendet war, bildeten sich einzelne Gruppen, die sich zwischen den schattigen Baumpartieen verloren. Im ferneren Verlaufe meiner Wanderung durch den weitläufigen Park, der noch nicht wie heute von einem besonderen Zaun eingeschlossen war, sondern mit dem Thiergarten zu-

sammenhing, begegnete ich einigen dieser Pärchen in allerlei verfänglichen Situationen. Hier saß ein junger Seladon im gestickten Rock neben seiner Schönen mit der hohen Frisur a la Reine auf der Bank, indem er seinen kühnen Arm um ihre schlanke Taille geschlungen hatte; dort kniete ein galanter Ehemann, wie man leider mit Recht vermuthen durfte, zu den Füßen einer verführerischen Frau, die zu liebenswürdig ihn anlächelte, um die Seinige zu sein. Ein pausbäckiger Amor aus Sandstein machte ein schalkhaftes Gesicht zu dem Schauspiel, das er wohl schon öfter gesehn haben mochte.

Da es mir nicht glücken wollte, für mein Theil eine interessante Bekanntschaft zu machen, so trat ich den Rückweg über eine Brücke an, welcher mich an einer Einsiedelei vorbeiführte, die ein sogenannter „Freund der schönen Natur" hier hingestellt hatte. Es gehörte damals zum guten Ton, für die Natur um so mehr zu schwärmen, je größer die Unnatur der Gesellschaft war. Besonders waren derartige Einsiedeleien beliebt, die jedoch mit frommen Büßern nichts zu thun hatten, sondern im Gegentheil meist profaneren Zwecken dienten. Nicht selten wurden die heiligen Wände durch sehr unheilige Orgien entweiht, welche durch den Contrast noch einen eigenen pikanten

Reiz erhielten. Es gab, wie ich später erfahren sollte, in der Nähe von Berlin, und besonders auf dem Lande eine Menge solch' frommer Schlupfwinkel, wo die frivolste Genußsucht ihr Wesen trieb. Man gefiel sich unter einer erkünstelten Einfachheit den raffinirtesten Luxus zu verbergen. Da gab es unansehnliche Hütten, mit Stroh gedeckt und nur aus Brettern und Borke bestehend, die in ihrem Innern mit aller erdenklichen Verschwendung ausgestattet waren. Ueppige Gemälde bedeckten die rauhen Wände, an denen sich die schwellenden Divans in Form von gewöhnlichen Holzbänken hinzogen. Auf den unpolirten Tischen und in den Schränken stand nur gemeines, irdenes Geschirr und ordinaire Gläser, aber es wurden daraus nur die leckersten Gerichte gespeist, nur der vorzüglichste Champagner getrunken. Oft glaubte man in einem Winkel einen häuslichen Altar zu erblicken, wie ihn unsere frommen Vorfahren in ihren Wohnungen aufstellten; doch bei näherer Besichtigung verwandelte sich das heilige Bild in eine zweideutige, lüsterne Phryne, die ihre nackten Reize dem Beschauer plötzlich darbot und seine Sinnlichkeit aufregte. Ebenso wenig fehlte es an jene Inschriften und beliebten Sentenzen aus französischen, seltener auch aus deutschen Schriftstellern, die sämmtlich mehr oder minder Lebens-

genuß und sinnliche Freuden in anscheinend harmloser Weise predigten. Hierher zogen sich die Lebemänner der Residenz zurück, um im Sinne jener frivolen Zeit im Schooße der Natur zu ruhen, das heißt: in ländlicher Abgeschiedenheit und unter dem Deckmantel der Natur mit raffinirter Wollust zu schwelgen.

Zwar hatte die Einsiedelei in der Nähe des Hofjägers, welche jetzt längst verschwunden ist und vor der ich damals stand, nicht die angegebene Bestimmung, aber sie mochte wohl zuweilen für ein zufälliges Stelldichein benutzt werden, da sie ziemlich versteckt unter den Bäumen lag und nur selten betreten wurde. Auch in diesem Augenblicke mochte sie zu einem ähnlichen Zwecke gedient haben, denn ich sah durch die geöffnete Thür derselben eine dicht verschleierte Dame an dem Arme eines Herrn treten, dessen unvermuthete Begegnung mich in die größte Aufregung versetzen mußte. Je länger ich die hohe Gestalt betrachtete, desto weniger konnte ich im Zweifel sein, daß es jener wunderbare Graf Gugumos war, der mir hier wieder gegenüberstand. Es war dasselbe scharf geschnittene Gesicht, derselbe durchdringende und fascinirende Blick, sein halb ironisches, halb bezauberndes Lächeln, das fast stereotyp um seine

seinen Lippen schwebte. Dennoch war ich meiner Sache nicht gewiß, da er aus mir unbekannten Gründen allerlei Veränderungen nicht nur in seiner Tracht, sondern auch an seinem Gesichte vorgenommen hatte. So trug er jetzt statt der braunen, eine blonde Perrücke, auch seine dunklen Augenbrauen waren verschwunden und an deren Stelle hellere getreten, wodurch seine ganze Physiognomie einen fremden Ausdruck erhielt. Augenscheinlich war es ihm nur darum zu thun, nicht erkannt zu werden, dennoch hatte sich sein Bild meinem Gedächtnisse so tief eingeprägt, daß ich ihn trotz seiner Verkleidung auch in dieser neuen Maske wieder herausfand.

Unwillkürlich stieß ich einen leisen Schrei der Ueberraschung aus; er wendete sich nach mir um, aber keine Bewegung seiner Mienen, die er zu allen Zeiten vollkommen in seiner Gewalt hatte, verrieth, daß er meine Gegenwart bemerkt hatte. Die verschleierte Dame an seinem Arme schien ihn leise auf mich erst aufmerksam zu machen und durch meine Nähe beunruhigt zu werden, da ich Beiden in einiger Entfernung mit bewegtem Herzen folgte, um nicht die Spur des für mich so interessanten Mannes zu verlieren. Vor meiner Seele standen all' die Scenen auf dem geheimnißvollen Schlosse des Herrn von

Hund) und vor Allem das Bild der reizenden Serena, welches ich noch immer nicht vergessen konnte und das jetzt mit erneuerter Gewalt vor mir auftauchte. Ich mußte um jeden Preis erfahren, was aus dem lieblichen Wesen geworden war, und hoffte von dem Grafen den gewünschten Aufschluß zu erhalten.

Dieser war jedoch gewiß nicht von unserem zufälligen Zusammentreffen so entzückt wie ich; denn er suchte, wie ich bald sehn konnte, sich meiner zudringlichen Verfolgung zu entziehn, wobei er den Vortheil hatte, daß er mit den verschlungenen Wegen des Thiergartens weit bekannter war, als ich, der ich Berlin zum ersten Male besuchte. Hätte er nur nicht die verschleierte Dame am Arme gehabt, so wäre er mir schwerlich entkommen. Aus Rücksicht für seine Begleiterin wagte ich ihn weder anzureden, noch mich ihm sonst zu nähern, indem ich mich nur damit begnügte, stets einige Schritte hinter ihm dreinzugehn. Plötzlich bei einer Biegung, die der Fußweg machte, war der Graf mit der räthselhaften Dame in dem dichten Gebüsche des Thiergartens verschwunden. Ich suchte ihnen zwar zu folgen, aber ich verirrte mich dermaßen in der mir fremden Gegend, daß ich wohl länger als eine Stunde im Kreise herumging, ehe ich mich mit Hilfe einiger freundlichen Spaziergänger

wieder zurecht fand und in mein Hotel zurückkehrte, wo ich erschöpft und mit einem bedeutenden Hunger anlangte.

So verdrießlich ich auch über die erfolglose Jagd war, so gab ich doch nicht die Hoffnung auf, den Grafen ausfindig zu machen, wobei ich freilich außer Acht ließ, daß ich nicht einmal seinen richtigen Namen wußte. Einstweilen tröstete ich mich an dem Tische des Wirthauses, der sich keineswegs durch besonderen Luxus, sondern weit eher durch eine spartanische Einfachheit auszeichnete; jedoch mein junger Magen, durch eine mehrstündige Wanderung angespornt, verrichtete wahrhafte Wunder der Verdauung. Außerdem genoß ich zum ersten Male in meinem Leben das Vergnügen, mir meine Speisen selbstständig wählen zu dürfen. Ich that dies mit einer großen Behaglichkeit und noch größeren Rücksichtslosigkeit auf meinen Geldbeutel, dessen Inhalt mir unerschöpflich schien. Mit der ganzen kindischen Eitelkeit eines unbärtigen Jungen spielte ich dem Wirth und den Kellnern gegenüber den vornehmen Herrn, ohne die demgemäß zugeschnittene Rechnung in Betracht zu ziehn. Meine Verblendung ging sogar in dieser Beziehung so weit, mir nach dem Essen eine für meine beschränkten Verhältnisse viel zu theure Tasse Kaffe reichen zu lassen, nach deren Ge-

nuß ich mich meinen gewöhnlichen Träumereien überließ. Hauptsächlich beschäftigte mich noch immer meine Begegnung mit dem Grafen; ich beschloß zunächst bei dem Wirthe Erkundigungen einzuziehn. Auf meine Fragen erklärte dieser, keinen Fremden dieses Namens zu kennen, noch je von einem Solchen gehört zu haben. Dienstfertig brachte er mir jedoch die in Berlin schon damals berühmte und allgemein gehaltene privilegirte Vossische Zeitung auf grauem Löschpapier, welche, wie er mit Stolz hinzusetzte, wöchentlich dreimal ausgegeben wurde, und außer allen politischen und gelehrten Nachrichten von Wichtigkeit auch die angekommenen Fremden von Distinktion meldete. Leider fand ich nicht darin was ich suchte, dagegen ein Gedicht, das mir für die damaligen Zustände so charakteristisch schien, daß ich es mir merkte, besonders da ich die von dem Verfasser gerügten Uebelstände vollkommen aus eigener Anschauung trotz meines kurzen Aufenthaltes in Berlin bereits kennen gelernt hatte. Auch mir war bei meiner Wanderung durch die Straßen der Residenz der wahrhaft colossale Schmutz in den Gassen und auf den öffentlichen Plätzen aufgefallen, von dessen Umfang, besonders da es kurz vorher einige Tage geregnet hatte, sich heut zu Tage kein Mensch einen richtigen Begriff machen kann, obgleich auch jetzt übertriebene

Reinlichkeit nicht grade zu den Hauptvorzügen der Hauptstadt gehört. Damals gab es außer den noch vorhandenen und stets im üblen Geruche stehenden Rinnsteinen Berge von Straßenkoth, welche die Polizei ruhig so lange stehen ließ, bis sie durch einen neuen Regenguß hinweggeschwemmt wurden. Alles, was sie that und thun konnte, beschränkte sich darauf, die Hauseigenthümer anzuhalten, den Schmutz auf einen Haufen zu kehren, damit derselbe gewöhnlich am Sonnabend von dem dazu bestimmten Stadtkarren weggefahren werden konnte. Das Letztere geschah aber so unregelmäßig und unpünktlich, daß sich ein lustiger Spaßvogel jener Tage zu folgendem Gedichte veranlaßt fand:

Bittschrift eines D...haufens an die Polizei, eingereicht am Sonnabend.

„Ich armes Häuflein D..ck
Lieg hier, wie Du's befohlen,
Seit Montag wie auf Kohlen
Und Niemand holt mich weg.
O, Mutter Polizey!
Laß mich nicht ganz zertreten,
Ich fließe schon wie Brey.
Kaum bin ich noch ein Hauf'.
Soll ich auf Deinen Karren
Hier noch acht Tage harren,
Löst sich mein Wesen auf."

„Ja, ja!“ sagte der gesprächige Wirth, da er mich über das komische Gedicht lachen sah. „Reden und schreiben darf man in Berlin so frei, wie in keiner andern Stadt auf der weiten Welt. Unser König liebt einen guten Witz und mancher Mann hat schon dadurch sein Glück bei ihm gemacht. Aber sonst versteht er keinen Spaß, je älter er wird, desto strenger ist sein Regiment. Wenn das so fortgeht, möchte man lieber in der Türkei, als in Preußen leben!“

„Ich habe doch immer gehört“, entgegnete ich, „daß nirgend eine so gute Justiz gefunden wird, als bei uns.“

„Das ist schon wahr. Vor dem Kammergericht allen Respekt! Das fragt selbst nach dem König nichts. Aber dem Alten sind seine Richter viel zu mild; er möchte jetzt nur immer gleich mit Feuer und Schwert d'rein schlagen. In diesen Tagen hat er einen Bedienten, der seine Herrschaft bestohlen und, um den Diebstahl zu verhehlen, Feuer angelegt hat, das jedoch noch zur rechten Zeit entdeckt und glücklich gelöscht worden ist, lebendig verbrennen lassen. Na, was sagen Sie dazu?“

Ich war nicht wenig erstaunt über diese Barbarei, die ich dem großen Friedrich, dem Freunde der Toleranz und Menschlichkeit, am wenigsten zugetraut

hatte. Die Mittheilungen des Wirthes waren eben nicht geeignet, mein ohnehin erschüttertes Vertrauen wieder aufzurichten.

Da es heute schon zu spät war, meine Empfehlungsbriefe abzugeben, so beschloß ich, weil ich mich ohnehin von der weiten Reise angegriffen fühlte, mich zeitig zu Bette zu begeben. Ich schlief sogleich vor Ermüdung ein, aber mein Schlaf war von unruhigen Träumen unterbrochen, in denen der räthselhafte Graf und Serena eine bedeutende Rolle spielten.

Am nächsten Morgen zog ich meine besten Kleider an und machte vor dem Spiegel eine sorgfältige Toilette, wobei ich zum ersten Mal zu bemerken glaubte, daß ich gar kein übles Aeußere von der Natur erhalten hatte. Ich war für mein Alter groß und schlank gewachsen und besaß ein frisches, blühendes Gesicht und eine gute Haltung, worauf mein Vater besonders sah. So ausgerüstet und mit den nöthigen Empfehlungen versehen, hoffte ich in Berlin mein Glück zu machen. Mein erster Gang galt dem Waffenfreunde meines Vaters, dem jetzigen Regiments-Commandeur und Obersten von E..., der wegen seiner Originalität allgemein bekannt war. Der Gedanke, einem Helden des siebenjährigen Krieges gegenüber zu stehn, erfüllte mich mit ehrfurchtsvoller Scheu, so daß

ich die steinernen Stufen zu seinem, auf dem Gensd'armenmarkte befindlichen Hause mit Zagen hinaufstieg. Ich stellte mir einen kräftigen, im besten Mannesalter befindlichen Soldaten mit feurig blitzenden Augen und mächtig schwarzem Schnurrbarte vor; wie sehr war ich enttäuscht, als ich endlich nach langem Warten vorgelassen wurde! Ich fand einen alten, runzligen Herrn in einem weiten, seidenen Schlafrock, an dem nichts Bemerkenswerthes war als die feurig rothe Nase. Vor ihm stand ein Tisch, mit einem lukullischen Frühstück und einigen Flaschen Bordeaux besetzt.

„Wer ist Er?" fragte der Herr Oberst, indem er sein eben geleertes Glas von Neuem füllte und mich dann vom Scheitel bis zu den Sohlen mit seinen gläsernen Blicken maß.

„Ich heiße", erwiderte ich schüchtern, „von Hohenheim und bin der Ueberbringer dieses Briefes von meinem Vater, der die Ehre hat, ein Freund des Herrn Obersten zu sein."

„Hohenheim, Hohenheim!" wiederholte er nachdenklich. „Ich kann mich nicht besinnen. Richtig, jetzt hab' ich es. Anno 57 haben wir zusammen in Böhmen gestanden. Ein fideler Bursche, hoffe, daß es ihm gut geht. Na! zeig' Er einmal den Brief her,

damit ich sehe, was er mir schreibt. Einstweilen kann Er ein Glas Wein nehmen — nun, da trink' Er einmal."

Während ich seiner Aufforderung Folge leistete, buchstabierte der Herr Oberst den ihm überreichten Brief, da ihm das Lesen große Mühe zu machen schien. Er hatte zu diesem Behufe eine große Brille aufgesetzt, wodurch sein gekniffenes Gesicht durchaus nicht an martialischem Ausdruck in meinen Augen gewann. Nur mit Mühe konnte ich mich des Lachens enthalten, aber der Gedanke, daß von diesem Manne mein Schicksal abhing, stimmte mich bald wieder ernst.

„Junger Mann!" sagte er nach beendigter Lesung des Briefes, indem er mich von Neuem musterte, „sein Vater ist ein Narr, und Er ein eingebildeter Affe."

Da ich auf einen solchen Empfang nicht gefaßt war, so erstarb mir jedes Wort, das ich vorbringen wollte, in der Kehle. Ich fühlte nur, daß mir vor Zorn und Verlegenheit das Blut nach dem Kopfe schoß. Eine geraume Weile verging, ehe ich mich so weit gefaßt hatte, um mir eine nähere Erklärung zu erbitten.

„Das will ich Ihm sagen", fuhr der Herr Oberst fort. „Ich müßte ja ein verwünschter Esel sein, wenn ich einen solchen Knirps in mein Regiment aufnehmen wollte."

„Ich hoffe noch zu wachsen."

„Aber vorläufig hat Er nicht einmal das Maß. Schäm' er sich!"

Dabei warf er mir einen so verächtlichen Blick zu, als wollte er mich für meine mangelhafte Körpergröße verantwortlich machen, so daß ich mich in der That zu schämen anfing.

„Wenn Er wenigstens das richtige Maß hätte", brummte er weiter, „so könnte man noch eher Etwas für Ihn thun. Dazu kommt noch, daß Sein Vater sich verwirthschaft hat. Ohne Geld kann Er aber nun und nimmermehr Officier werden."

„Deshalb eben", stammelte ich verlegen, „hat mein Vater Ihnen geschrieben" —

„Bah! da hätte ich viel zu thun, wenn ich alle Söhne meiner alten Kriegskameraden versorgen und equipiren wollte, da müßte ich ja Tinte gesoffen haben."

„Ich hoffte auf die Fürsprache des Herrn Obersten bei Seiner Majestät, der schon manchem armen Officier geholfen hat."

„Na! den König kennt Er schlecht. Ehe der in die Tasche jetzt greift, eher fällt der Himmel ein. Das war früher und in Kriegszeiten. Jetzt hat er nicht einmal Geld für seine alten, treuen Diener. Ich

selbst habe neulich mich an ihn gewendet; was schreibt er mir? — Seine gewöhnliche Antwort: non habeo pecuniam (ich habe kein Geld). Dabei ist der Schatz bis zum Rande voll, aber er kann nie genug kriegen."

„Aber was soll ich nun anfangen?" fragte ich verzweiflungsvoll.

„Ja! das weiß ich nicht", lautete die trostlose Antwort. „Das sieht Er doch ein, daß ich Ihm auch beim besten Willen nicht helfen kann. Warum hat Sein Vater das ganze Vermögen durchgebracht? Ich höre, daß er sich auf die Goldmacherei gelegt hat; hätte auch was Gescheidteres thun können."

Damit machte er mir eine kurze Verbeugung, welche so viel hieß, als daß ich mich zum Teufel scheeren sollte, um den alten abgelebten Egoisten und Tafelbruder nicht länger in seinen materiellen Genüssen zu stören.

Das war ein trauriger Anfang, eine furchtbare Enttäuschung. Wieder war eine Illusion verschwunden. Die Helden des siebenjährigen Krieges hatten in meinen Augen viel von ihrem Nimbus eingebüßt. Aber noch gab ich meine Hoffnungen nicht auf, in Berlin mein Glück zu machen, obgleich meine hochfliegenden Erwartungen wesentlich durch den Besuch bei dem Obersten herabgestimmt worden waren. Noch hatte ich den zweiten Empfehlungs-

brief an den Herrn von Bischofswerder, von dem ich mir einen günstigeren Erfolg versprach, da er meine einzige und letzte Zuflucht war. Auf meine Erkundigungen wurde ich nach dem Palais des Kronprinzen gewiesen, wo der genannte Major in der unmittelbaren Nähe seines fürstlichen Freundes wohnte, dessen Adjutant er war.

Seit seinem Aufenthalte auf dem Schlosse des Herrn ~~des~~ Hundt war Herr von Bischofswerder etwas stärker geworden; er besaß jetzt eine imposante, schöne Figur und ein würdevolles, zurückhaltendes Wesen. Hinter dem vollen, rosigen Gesichte hätte selbst ein scharfer Menschenkenner nicht jene tiefe Verschlagenheit und Lebensklugheit gesucht, die ihm zu Gebote stand. Es diente ihm als eine treffliche Maske, deren harmlose Decke seine schlauen Pläne geschickt verbarg. Sein Hauptvorzug bestand jedoch in einer großen Verschwiegenheit, wodurch er sich besonders das Vertrauen seines Herrn erworben hatte. Dabei war er stets bemüht, seinen Einfluß und seine ganze Stellung weit niedriger anzugeben, als sie in der Wirklichkeit war. Je mehr er galt, desto mehr suchte er dies in Abrede zu stellen, indem er sich selbst in den Hintergrund stellte, um desto sicherer und unbemerkter in alle Verhältnisse einzugreifen. Dieser Politik, von der ich selbst sogleich eine Probe erhielt, verdankte er hauptsächlich seine spä-

tere große Wirksamkeit, die er nur mit seinem Freunde Wöllner theilte.

Nachdem Herr von Bischofswerder den Brief meines Vaters gelesen, bat er mich mit gemessener Freundlichkeit, Platz zu nehmen. In einer Reihe von Fragen, die er an mich richtete, suchte er augenscheinlich mich zuerst auszuholen, ehe er mir eine zusagende, oder ablehnende Antwort ertheilen wollte. Dabei verstand er es, was freilich nicht schwer war, mich gesprächig zu machen, ohne sich selbst die geringste Blöße zu geben. Er stand gleichsam fortwährend auf Wache und so lange ich auch mit ihm sprach, kam doch kein Wort aus seinem Munde, das einem Versprechen ähnlich sah, obgleich ich eben so wenig eine direkte Weigerung von ihm zu hören bekam. Er war in der That ein Meister in der schwierigen Kunst, mit vielen Worten nichts zu sagen, und gebrauchte schon vor Talleyrand die Sprache nur dazu, um seine Gedanken zu verschweigen. Als ich von ihm endlich mich beurlaubte, glaubte ich wirklich Alles erreicht zu haben, während ich doch eigentlich nicht das Geringste von ihm aufzuweisen hatte. Erst nach einiger Zeit wurde es mir klar, daß am Ende doch die bornirte Grobheit des Obersten der schlauen Feinheit des diplomatischen Majors vorzuziehn sei.

Im Grunde genommen, hätte ich am klügsten gethan, sofort abzureisen und Berlin zu verlassen, aber ich klammerte mich an die unbestimmten Aussichten an, die ich aus den zweideutigen Worten des Herrn von Bischofswerder noch immer schöpfen zu dürfen glaubte. Auch war ich auf den Standpunkt angelangt, wo ich eigentlich nichts zu verlieren hatte, da ich in der That nicht wußte, was ich anfangen sollte. Mit dem Leichtsinne der Jugend hoffte ich von Tag zu Tag auf einen besonderen Glücksfall, vor Allem aber auf ein neues Zusammentreffen mit dem Grafen Gugumos, von dem ich mir eine sichere Hilfe versprach, ohne irgend einen vernünftigen Grund für eine solche Annahme zu haben. Ich wollte nicht fortgehn, ohne ihn, oder vielmehr die reizende Serena gesehn zu haben, deren Bild mit erneueter Macht in meiner Seele aufgetaucht war. Obgleich ich hinlänglich mit mir selbst beschäftigt war, so bekümmerte mich das Schicksal des lieblichen Kindes weit mehr, als mein eigenes. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihr hatte mich wieder ergriffen und fesselte mich an Berlin, wo ich ihr noch zu begegnen hoffte. — Je länger ich aber blieb, desto mehr sah ich leider meine kleine Kasse schwinden, trotzdem ich mich so sehr einschränkte, als dies nur irgend möglich war. Der Wirth, der schon nach einigen Tagen von

seinem günstigen Vorurtheil über meine Reichthümer zurückgekommen war, ließ mir an jedem Morgen die Rechnung zukommen, die ich natürlich auch bezahlen mußte. Ein Dukaten nach dem andern schwand dahin, und der Augenblick war nicht mehr fern, wo auch der letzte den Weg seiner verwechselten Brüder wandern mußte. Oefters beschlich mich das Gefühl meiner trostlosen Lage, und dennoch konnte ich mich zur Rückkehr nach der Heimath nicht entschließen; stets hielt mich eine geheimnißvolle Macht hier fest, obgleich mir selbst mein Zögern unbegreiflich vorkam.

Den ganzen Tag trieb ich mich auf den Straßen herum, da ich gar nichts Anderes zu thun hatte, in der festen Ueberzeugung, daß ich endlich noch den Grafen treffen müßte. Ich war an allen öffentlichen Orten, wo kein Entrée gezahlt zu werden brauchte, immer sicher zu finden, wenigstens hundert Mal hatte ich die Einsiedelei in der Nähe des Hofjägers wieder aufgesucht, aber stets ohne den erwünschten Erfolg. Ich fand zwar manches zärtliche Liebespaar, das bei meinem unerwarteten Erscheinen auseinanderfuhr, nur nicht den Grafen und jene verschleierte Schöne. Alle meine sonstigen Nachforschungen waren eben so vergeblich, er war und blieb verschwunden. Endlich kam der längst gefürchtete Augenblick, wo meine letzten

Hilfsquellen zu versiegen drohten; ich wußte, daß ich kaum noch so viel Geld besaß, um die Post für meine Rückfahrt zu bezahlen. Was sollte ich beginnen?

Einsam und verlassen in der großen Stadt, wo ich keinen Freund, keinen Bekannten hatte, überließ ich mich jener finstern Melancholie, welche im genauen Verhältniß zu unserem Geldbeutel steht. Meine Gedanken nahmen eine äußerst schwarze Färbung an; ich war auf dem besten Wege zu verzweifeln, indem ich die noch vor Kurzem so glänzenden Aussichten meiner Vergangenheit mit der traurigen Gegenwart verglich. Aus dem projektirten Majoratserben und reichen Gutsherrn war ein armer Junge geworden, der kaum noch so viel sein nannte, um kaum einige Tage in Berlin leben zu können. Mich erfaßte ein tiefer Haß gegen meine Tante und deren Tochter, denen ich nicht mit Unrecht meine jetzige erbärmliche Lage zuschrieb. Ich hätte freilich am besten unter diesen Umständen gethan, mich an meinen Vater zu wenden, aber ein natürliches Schamgefühl hielt mich davon zurück, da ich beim Abschiede mich stolz vermessen hatte, ihm nicht länger zur Last fallen zu wollen. Außerdem kannte ich nur zu gut seine eigenen beschränkten Verhältnisse und daß es ihm nicht besser

ging als mir, da er noch dazu für meine arme Schwester sorgen mußte.

Damals verstand ich noch nicht, meine Gedanken zu verbergen, meine Betrübniß war mir auf der Stirn geschrieben, so daß mir der Kellner des Gasthofes, ein ganz schlauer Bursche, meine Verlegenheit wohl angesehn haben mochte.

„Was fehlt Ihnen, junger Herr?" fragte er theilnehmend.

Statt ihm eine ausweichende Antwort zu geben, wurde ich über und über roth; ich schämte mich meiner Armuth, wie eines Verbrechens, da ich vorher leider mit meinem Vermögen auch vor ihm geprahlt hatte.

„Hm! Vielleicht ein Brief ausgeblieben", fuhr der lebenserfahrene Garçon fort, „ein Geldbrief, der nicht zur rechten Zeit eingetroffen ist. Das kommt vor."

„Allerdings!" stammelte ich, die willkommene Ausrede hastig ergreifend. „Ich habe einen Brief erwartet."

„Das thut nichts. Deshalb brauchen Sie sich nicht zu betrüben. Ein junger Cavalier wie Sie findet immer noch Kredit und im Nothfalle" —

„Im Nothfalle" — wiederholte ich aufhorchend.

„Kann man ja etwas versetzen. Wozu wären denn die Juden da?"

In meiner Einfalt hatte ich wirklich noch gar

nicht darüber nachgedacht; erst durch den pfiffigen Kellner erfuhr ich, zu welchem Zwecke die Vorsehung das auserwählte Volk bestimmt habe. Der gutmüthige Bursche erklärte sich selbst gegen eine kleine Provision bereit, mir auf hinreichende Pfänder so viel Geld zu verschaffen, als ich grade nöthig hatte, da es sich doch für einen jungen Cavalier nicht schicken würde, in eigener Person mit einem Juden zu verkehren. Ich ergriff das mir zugeworfene Rettungsseil mit beiden Händen und beschloß sogleich die dargebotene Hilfe des gefälligen Kellners anzunehmen. Zu diesem Zwecke unterwarf ich meine noch ziemlich anständige Garderobe, die ich im verschlossenen Felleisen bei mir führte, einer sorgfältigen Musterung, um die entbehrlichsten Kleider und Wäschestücke zu versetzen. Bei dieser Gelegenheit fiel mir zufällig jener Brief, den mir meine Mutter auf dem Todtenlager übergeben, in die Hände. Mechanisch las ich die Adresse, sie lautete: An den Bürger und Schuhmachermeister Thomas in Berlin. Dabei erinnerte ich mich der Worte, welche die Seelige hinzugefügt, als sie mir das Schreiben auf die Seele band, und wie sehr sie mir den Charakter des Mannes angerühmt. Plötzlich durchzuckte mich der Gedanke, ihn sogleich aufzusuchen und den Auftrag der Verstorbenen, den ich in meiner Gedankenlosigkeit so gut

wie vergessen hatte, getreulich auszurichten. Dieser gute Vorsatz gab mir eine ganz wundervolle Beruhigung; die Erinnerung an meine geliebte Mutter wirkte auf mich wie ein wohlthätiger Zauber; es war mir, als ob sie mich in diesem Augenblicke umschwebte, um mich in meiner Noth aufzurichten. Auch später habe ich in den trübsten Stunden meines Lebens ein ähnliches Gefühl gehabt; so oft ich des Trostes bedurfte, war sie mir nah; so daß ich fest überzeugt bin, daß die Mutterliebe nie stirbt.

III.

Die Illuminaten.

Nach vielfachem und langen Hin- und Herfragen gelang es mir endlich die Wohnung des Schuhmachers Thomas ausfindig zu machen. Ich mußte drei Treppen hoch zu ihm hinaufsteigen. Auf mein Klopfen rief eine kräftige, wohltönende Baßstimme: „Herein!“ Ich trat in ein kleines, aber sauberes Zimmer, woran die Werkstatt stieß, aus der mir ein untersetzter Mann mit einem freundlichen Gesicht entgegenkam, der sich mir sogleich als Meister Thomas zu erkennen gab. Während er mich begrüßte, hatte ich Zeit einen Blick auf seine Person und Umgebung zu werfen. Die ganze Einrichtung war überaus einfach, fast ärmlich zu nennen und doch lag darin ein gewisser gebildeter Geschmack. An den Wänden hingen verschiedene

Bilder von berühmten Männern, meist Dichtern und Philosophen; auf einem langen Brett stand eine ziemlich ansehnliche Bibliothek, wie sie gewiß nur selten, oder gar nicht bei einem selbst wohlhabenden Handwerker in der damaligen Zeit gefunden wurde. Vor den niedrigen Fenstern blühten in irdenen Töpfen einige Blumen, während ein zahmer Vogel in der Stube herumflatterte und sein Liedchen schmetterte. Der Schuster selbst harmonirte vollkommen mit dieser Umgebung; auf den ersten Blick gab er sich als eine tüchtige, bedeutende Natur zu erkennen, obgleich sein Gesicht außer der hohen Stirn und einem gutmüthig schalkhaften Lächeln um den ziemlich großen Mund grade nichts Auffallendes bot. Gegen die Mode der Zeit trug er weder Perrücke noch Zopf, sondern sein schlichtes Haar, das in grauen Locken ihm um Schläfe und Nacken niederhing, zum Theil von einem breiten Haarkamme zusammengehalten. Indem ich mich meines Auftrages entledigte, überreichte ich ihm den Brief meiner seeligen Mutter. Ich sah, wie er bei Erwähnung ihres Namens tief ergriffen wurde, seine kräftigen Hände zitterten und eine Thräne schimmerte in seinen hellen, blauen Augen. Nach einer Weile und nachdem er erst das Schreiben gelesen, reichte er mir seine Hand, indem er mich freundlich, fast zärtlich ansah.

„Sind Sie mir willkommen!“ sagte er mit weicher Stimme. „Sie sind der Sohn meiner einzigen und besten Freundin, der edelsten Frau auf der weiten Welt, und darum freue ich mich, Sie kennen zu lernen.“

Ich mußte mich zu ihm setzen und ihm meine bisherigen Schicksale in Berlin berichten, denen er eine große Theilnahme schenkte.

„Es ist freilich schwer, sagte er nach einiger Ueberlegung, hier in Berlin sein Fortkommen zu finden, zumal wenn es am Besten fehlt; indeß dürfen Sie nicht den Muth verlieren. Ich selbst werde gern thun, was in meinen Kräften steht. Vor allen Dingen müssen Sie den theueren Gasthof verlassen.“

„Wohin soll ich aber ziehn?“

„Wie! Sie können noch fragen? Mit Vergnügen nehme ich Sie in meiner bescheidenen Wohnung auf. Das ist das Wenigste, was ich für den Sohn meiner Freundin thun kann.“

Dankbar nahm ich sein freundliches Anerbieten an, indem mir ein Stein von meinem Herzen fiel. Sogleich begleitete er mich in mein Hôtel, wo er die letzte Rechnung mit dem Wirth in Ordnung brachte und für mich bezahlte. Unterwegs erfuhr ich von ihm, daß er mit meiner verstorbenen Mutter aufge-

wachsen und in die Schule gegangen war. Aus seinen Worten konnte ich entnehmen, daß er einst mit dem Gedanken umging, sie zu heirathen. Durch die Dazwischenkunft meines Vaters, der sie später kennen lernte, wurde jedoch sein innigster Wunsch vereitelt. Sie gab dem vornehmen Offizier vor dem armen Schuster, in dem sie stets nur einen brüderlichen Spielgenossen zu sehn gewohnt war, den Vorzug. Ohne Vorwurf, ohne Klage ging er in die weite Welt, bis er sich in Berlin niederließ, wo er ein bescheidenes Auskommen fand. Aus der Ferne erst hatte er der Geliebten jenen Brief geschrieben, sie mit seiner Leidenschaft bekannt gemacht und in der rührendsten Weise von ihr Abschied genommen. Jede Zeile verrieth seine edle Gesinnung, ein treues Herz, so daß ich vollkommen jetzt begriff, warum meine Mutter sich von dem Briefe nicht trennen wollte. Jetzt bewies er ihrem Sohne von Neuem, wie sehr er sie geliebt und ihr Gedächtniß noch fortwährend ehrte.

Gern theilte er mit mir seine beschränkte Wohnung und seinen einfachen Tisch. Nach und nach lernte ich den trefflichen Mann noch genauer kennen und ich erstaunte in der That über seine Kenntnisse und eine Bildung, welche weit über seinen Stand ging.

Allerdings fehlte seinem Wissen die nöthige Ordnung; er hatte es, wie dies nicht anders sein konnte, bruchstückweise und gleichsam am Wege aufgerafft; dafür aber besaß er eine geistige Frische und Originalität, wie man sie fast nie bei den Gelehrten vom Fache findet. Er war im eigentlichen Sinne ein Autodidakt mit allen Vorzügen und Fehlern eines solchen. Vor Allem zeichnete er sich durch seine wahrhaft patriotische Gesinnung aus, indem er stolz darauf war, ein Preuße zu heißen.

Im Gegensatze zu seinem Standesgenossen, dem berühmten Görlitzer Schuster Jakob Böhme, zeigte er auch nicht die geringste Neigung zu jener tiefsinnigen, aber dunkeln Mystik des alten Theosophen. Mein jetziger Wirth war ein abgesagter Feind all' und jeder Schwärmerei, weit eher neigte er zu jenem materiellen Empirismus der neueren englischen Philosophen. In religiösen Dingen huldigte er einer großen Toleranz, sein Lieblingsschriftsteller war Lessing, den er persönlich gekannt und dessen Werke ihm gleichsam zur Richtschnur seines Lebens dienten. Er liebte es bei jeder passenden Gelegenheit sein großes Vorbild zu citiren, wobei er selten hinzuzusetzen verfehlte: „er hat mich „guter Freund" genannt."

In der That hatte Thomas eine gewisse geistige

Verwandtschaft mit dem berühmten Kritiker, wenn auch nur im verkleinerten Maßstabe. Er war der verkörperte Menschenverstand und von einem ehrenwerthen Streben nach Wahrheit beseelt. Die einzige schwärmerische Neigung, die er sich zu Schulden kommen ließ, bestand in einer idealen Liebe zur Menschheit, die fast an Vergötterung gränzte. Er hatte einen so hohen Begriff von ihrer möglichen Vervollkommnung, daß er von einer goldenen Zeit träumte, die er nicht mehr fern hielt und deren Herbeiführung er nach Kräften zu beschleunigen suchte. Die großen Fortschritte des achtzehnten Jahrhunderts auf allen Gebieten der Wissenschaft bestärkten ihn in diesem Glauben, welchen er mit vielen seiner Zeitgenossen theilte. — Stundenlang konnte er mit mir und seinen Freunden, zu denen er selbst einige namhafte Gelehrte zählte, über dies Thema sprechen. Ich hörte hier zum ersten Male in dem kleinen Stübchen des ehrlichen Schusters Grundsätze äußern, welche einige Jahre später die Grundfesten des europäischen Staatensystems erschüttern und durch blutige Kämpfe ihre Verwirklichung finden sollten. Dabei darf man sich unter dem guten Meister nicht etwa einen Demokraten, oder gar einen Communisten vom heutigen Schlage vorstellen; er war im Gegentheil ein ruhiger Staatsbürger und vor Allem

ein guter Preuße, weit davon entfernt, eine politische Rolle spielen oder gar einen gewaltsamen Umsturz des Bestehenden herbeiführen zu wollen. Sein Ideal hatte mit der Regierungsform nichts zu thun, ob Monarchie, oder Republik war ihm damals vollkommen gleichgiltig, sein ganzes Streben ging nur darauf, durch Sittlichkeit, Tugend und Aufklärung die Menschen besser zu machen und ihrem Ziele näher zu bringen. Dabei entging ihm allerdings nicht, daß die bevorzugten Stände, Adel und Geistlichkeit, das Haupthinderniß für seine Fortschrittsideen waren, dennoch hoffte er, daß auch sie nicht dem allgemeinen Bedürfniß sich auf die Dauer entziehn, daß sie freiwillig und aus Ueberzeugung ihre Vorrechte zum Besten der Menschheit aufopfern würden.

Bald konnte ich bemerken, daß der verständige Schuster mit seinen Grundsätzen und Gedanken in Berlin keineswegs isolirt stand; er hatte viele Bekannte, mit denen er verkehrte, und war selbst mit der Zeit eine renommirte Persönlichkeit in der Residenz geworden. Selbst Männer von großem Ruf und Ansehn, wie der berühmte Professor und ästhetische Philosoph S u l z e r, der reiche und gelehrte Buchhändler N i k o l a i und der durch Göthe bekannte Prinzenerzieher L e u c h s e r i n g verschmähten nicht den Umgang des wackeren und gebil-

deten Meisters; sie redeten ihn, wenn sie ihn auf der Straße trafen, freundlich an und freuten sich über seine treffenden Antworten. Oft besuchte uns Herr Leuchsering, der längere Zeit am Hofe als Erzieher des Sohnes von dem damaligen Thronfolger gelebt hatte. Der eigenthümliche, selbst vom Schicksal hin- und hergetriebene Mann interessirte sich auch für mich, so daß ich bald mit ihm bekannt wurde. Schon damals neigte er noch weit mehr als mein Wirth zu den liberalen Ansichten des Jahrhunderts hin, denen er mit heftiger Leidenschaft sich hingab. Zugleich litt er an einer Art Gespensterfurcht vor den Jesuiten, die er überall herauswitterte und als die Ursache aller möglichen Uebel auf Erden beschuldigte. Wenn man ihn reden hörte, so mußte man nicht anders glauben, als ob der Orden damit umginge, die ganze Welt katholisch zu machen und sämmtliche Protestanten umzubringen. Er war nicht nur mit den nicht abzuleugnenden Umtrieben der Jesuiten genau bekannt, sondern fand auch in den anscheinend unschuldigsten Ereignissen und Begebenheiten ihren gefährlichen Einfluß sogleich heraus. So muthmaßte er und ebenfalls nicht ohne tieferen Grund einen innigen Zusammenhang des Ordens mit den verschiedenen Systemen der Freimaurer und besonders der Rosenkreuzer, deren Treiben und vor-

gebliches Wissen er für ausgemachten Betrug erklärte. Unter diesen Umständen und da auch Meister Thomas ihm bei solchen Gelegenheiten beistimmte, hielt ich es nicht für gerathen, mich meiner Bekanntschaft mit dem Grafen Gugumos zu rühmen, dessen ganzes Auftreten mir jetzt selbst verdächtig erschien, so daß ich eigentlich froh war, ihm nicht mehr begegnet zu sein.

Nach und nach erfuhr ich auch, daß in Berlin, wie in ganz Deutschland, eine geheime Verbindung vorhanden sei, die den Verfinsterungsplänen der pietistischen Rosenkreuzer und verkappten Jesuiten nach Kräften entgegenarbeite. An ihrer Spitze stand der sächsische Hofrath Weishaupt, früher Professor der Rechte an der Universität zu Ingolstadt in Baiern. Er selbst war in seiner Jugend ein Zögling der Jesuiten, später, nach Aufhebung des Ordens aber ihr erbittertster Feind geworden. Aus eigener Erfahrung hatte er den Druck des Pfaffenthums und der Mönchswirthschaft auf die geistige Entwickelung des Volkes kennen gelernt; weshalb er anfänglich offen als Lehrer der Jugend mit Wort und Schrift dagegen auftrat und einen aufgeklärten Kosmopolitismus zu verbreiten suchte. Bald begnügte er sich nicht mehr bloß seine Grundsätze den Studenten vom Catheder herab einzupflanzen, sondern er stiftete einen eigenen Bund der sogenannten Illu-

minaten, wobei er sich der schon vorhandenen Formen und Zeichen der Freimaurer bediente. Weishaupt selbst behauptete: „daß der neue, von ihm gestiftete Orden keine für den Staat, die Religion und gute Sitte nachtheilige Gesinnungen oder Handlungen zum Zweck habe, noch an den Seinigen begünstige, und daß seine ganze Bemühung nur dahin gehe, den Menschen die Verbesserung ihres moralischen Charakters interessant und wohlthätig zu machen, menschliche und gesellschaftliche Gesinnungen einzuflößen, boshafte Absichten zu verhindern, der bedrängten und nothleidenden Tugend gegen das Unrecht beizustehn, auf die Beförderung würdiger Personen zu denken und noch meistens verborgene nützliche Kenntnisse allgemeiner zu machen."

Er selbst schilderte die zu der Aufnahme in den Orden geeignete Persönlichkeit in folgender Weise: „Wer seine Ohren nicht dem Wehklagen der Elenden, wer sein Herz nicht dem sanften Mitleid verschließt; wer dem Unglücklichen Freund und Bruder ist; wer alle Creaturen liebt; wer mit Vorsatz auch nicht den Wurm zertritt, der sich unter seinen Füßen krümmt; wer ein Herz für Liebe und Freundschaft hat; wer standhaft in Widerwärtigkeiten, unermüdet eine angefangene gute Sache durchzusetzen, unerschrocken in Ueber-

windung von Schwierigkeiten ist; wer der Schwächeren nicht spottet; wessen Seele fühlbar für große Entwürfe ist, begierig sich über alles niedrige Interesse zu erheben und durch große Wohlthaten auszuzeichnen; wer den Müßiggang flieht; wer keine Art von Kenntniß unnütz hält, welche er zu erlangen Gelegenheit hat, aber Menschenkenntniß sein Hauptstudium sein läßt; wer, wo es um Wahrheit und Tugend zu thun ist, sich über den Beifall des großen Haufens hinwegzusetzen und seinem Herzen zu folgen Muth hat: der ist tauglich für unsere Verbindung."

Zur Verwirklichung seiner kosmopolitischen Lehren griff auch Weishaupt ganz im Geiste seiner Zeit nach dem Reiz des Geheimnisses, indem er seinen Orden ebenfalls mit gewissen Formen und Graden ausstattete. Sein System zerfiel demnach in drei Hauptklassen, deren jede noch zwei Unterabtheilungen hatte. Zuerst kam die Pflanzschule, welche das „Noviziat" und die sogenannten „Minervalen" umfaßte. Der Candidat, welcher in den Orden aufgenommen zu werden verlangte, mußte sich hier zunächst einer Prüfung seiner moralischen und geistigen Eigenschaften unterwerfen, von deren Ausfall seine Aufnahme, oder Zurückweisung abhing. Als Minervale arbeitete er gemeinschaftlich mit Anderen an seiner eigenen und der Vervollkomme-

nung der Gesellschaft. Zu diesem Zwecke mußte er sich in ein bestimmtes literarisches Fach aufnehmen lassen und von Zeit zu Zeit dahin einschlagende Arbeiten zur Hebung und Veredlung der Menschheit den Oberen einreichen. Zeigte er hinlängliche Befähigung, so wurde er zum kleinen Illuminatengrade befördert. In diesem wurden ihm selbst einige Zöglinge zur Beaufsichtigung zugewiesen, über deren Fortschritte und Aufführung er den genauesten Bericht erstatten mußte; außerdem erhielt er Winke und Vorschriften, wie man Menschen bilden, zum Besten leiten und regieren müsse. Wenn er einige Zeit hier gewirkt, so wurde er zu dem großen Illuminatengrade zugelassen, der sich mit der sorgfältigsten Ergründung des inneren und äußeren Menschen vorzugsweise beschäftigte, um auf den Grund einer sicheren Seelenkunde eine allgemeine Glückseligkeit herbeizuführen. Die Mitglieder dieser Klasse waren noch verbunden, sowohl die kleinen Illuminaten, wie sich selbst sorgfältig zu beobachten, damit kein Unwürdiger sich in die höheren Grade eindränge und auch im Staat und bürgerlichen Leben stets nur der Beste und Edelste an der Spitze stehe, da die Mitglieder des Ordens untereinander die Verpflichtung hatten, sich gegenseitig zu unterstützen, beizustehn und selbst bei Besetzung von Aemtern und Stellen nach Kräften

zu fördern. Aus dem Schooße des Ordens sollte eine würdige Beamtenhierarchie mit der Zeit hervorgehn und die Regierung ganz in die Hände der tugendhaften Illuminaten gegeben werden.

Hierauf folgte der Priestergrad, der von dem Gedanken ausging, daß alle Lehren des Heilands die höchste Weisheit und Güte enthielten, aber nur dahin zielten, einen für die Menschheit unendlich großen und edlen Plan zu verwirklichen, der mit den Absichten der Illuminaten vollkommen Eins sei. Nach Weishaupt beabsichtigte der Erlöser nichts weiter, als die Menschen zu ihrer ursprünglichen Würde wiederzuerheben, durch weise Aufklärung die Moralität auf den höchsten Grad zu bringen, ein allgemeines Sittengesetz einzuführen, so daß Jeder ohne Zwang, aus der inneren Ueberzeugung, daß nur Tugend Glück gewähren könne, der Tugend treu bleibe; alle Menschen durch ein Bruderband aneinander zu knüpfen; alle engen Verhältnisse, welche Noth, Bedürfniß, Kampf, Verderbniß und Immoralität erzeugt haben, dadurch aufzuheben, daß er die Illuminaten aller Zeiten fähig machen wollte, sich selbst zu regieren und folglich aller künstlichen Anstalten, aller Staatsverfassungen, positiver Gesetze und dergleichen entbehren zu können.

Ferner wurde im Priestergrade gelehrt und durch Stellen aus den Schriften der Evangelisten und

der Apostel erwiesen, daß ächtes Christenthum keine Volksreligion, sondern ein System für Auserwählte sei; daß Jesus den höheren Sinn seiner Lehre nur seinen vertrautesten Jüngern mitgetheilt habe, von denen diese Geheimlehre unter verschiedenen mystischen Formen und Hieroglyphen durch die Schule der Gnostiker, Manichäer und ähnlicher Sekten bis auf uns gekommen sei. Eine Hauptaufgabe des Illuminaten-Priesterthums sollte noch die Förderung gemeinnütziger Wissenschaften und Kenntnisse sein; zu diesem Zwecke war ihnen die Aufsicht über alle scientivische Arbeiten sämmtlicher Zöglinge übertragen. Die Priesterclasse jeder Provinz leitete unter dem Vorsitze eines beaufsichtigenden Dekans die literarischen Arbeiten, die nach bestimmten Fakultäten vertheilt waren. An der Spitze jeder Fakultät stand ein Priester, der über sein Fach einen genauen Realkatalog führen und die wichtigsten Entdeckungen seiner Wissenschaft, sowie die darin sich am meisten auszeichnenden Illuminaten verzeichnen mußte. Forderte dann Jemand Aufklärung und Hilfe bei irgend einem wissenschaftlichen Unternehmen und wendete sich deshalb an den Orden, so standen ihm die Erfahrungen und Kenntnisse Aller gleichsam wie ein gemeinschaftlicher Brunnen zu Gebote, aus dem jeder Einzelne nach Bedarf schöpfen konnte, so daß nach

diesem großartigen Plane Bildung und Wissen in einem vorher nie geahnten Grade fortschreiten und Verbreitung finden mußten.

Dem Priestergrade folgte endlich die höchste Stufe der sogenannten „Regenten", welche die oberste Leitung des ganzen Ordens führten und zu denen nur die ausgezeichnetsten Mitglieder nach einer Reihe von schweren Prüfungen und mannigfachen Proben ihrer allseitigen Befähigung gelangen konnten.

Weishaupt hatte dies ganze System im Verein mit dem durch sein Buch „Ueber den Umgang mit Menschen" Freiherrn von Knigge aus Hannover, der ebenfalls ein eifriger Illuminat war und besonders in Norddeutschland durch seine Schriften für den Orden wirkte, sorgfältig entworfen und ausgearbeitet. Es fand zahlreiche Anhänger und Freunde, selbst der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der berühmte Held des siebenjährigen Krieges und einer der eifrigsten Anhänger des Freimaurerwesens, ließ sich aufnehmen, obgleich sonst die Fürsten von dem Orden eigentlich ausgeschlossen waren.

Bald jedoch wurden die Illuminaten ein Gegenstand der Furcht für die Regierungen und besonders in Baiern verfolgt. Ein evangelischer Prediger, Namens Lange, wurde vom Blitze zufällig erschlagen. Bei Besichtigung des Leichnams fanden die Behörden in

seinen Taschen mehrere wichtige Papiere, welche über den geheimen Zweck und die Mitglieder des Ordens Aufschluß gaben. Diese Entdeckung war das Signal zu einer allgemeinen Inquisition gegen die Illuminaten, ähnlich den Demagogenverfolgungen der neueren Zeit. Zunächst wurden in Ingolstadt der Stadtoberrichter Fischer, der Bibliothekar Drexel und der Repetitor Duschel ihres Amtes entsetzt und ausgewiesen; funfzehn Studenten, darunter der Baron von Frauenburg, wurden relegirt, ein Graf *Sapoli* und der Marchese *Constanzo* pensionirt und nach Italien verbannt; ferner der Canonicus Hertel, der Baron Meggenhofer ihres Dienstes entlassen; der Professor Bader, Hofrath Zwakh, die Freiherren von Ecker und von Monjellaz, die Revisionsräthe von Wernher und Berger, die Schulräthe Secher, Frohnhofer und Bucher, der Apotheker März, der Hofkammerrath Massenhausen, der Priester Milbiller in München und viele Andere in's Gefängniß geworfen; auf Weishaupt's Kopf aber ein bedeutender Preis gesetzt. Zur rechten Zeit gewarnt, war er jedoch nach Gotha entflohen, wo der freisinnige Herzog ihm ein Asyl und sogar den Hofrathstitel gab.

Ungeachtet dieser Verfolgungen verbreitete sich der Illuminatenorden mehr und mehr durch ganz Deutschland, Oesterreich, selbst in Italien, besonders in

Venedig, in Frankreich und Amerika fand er zahlreiche Freunde und Anhänger. Aus seinem Schooße entwickelte sich hauptsächlich auf Anregung des Buchhändlers Joachim Göschen in Leipzig eine neue Verbindung, die unter dem Namen „Deutsche Union“ besonders in Preußen große Fortschritte machte und dieselben Zwecke verfolgte. Vorzugsweise war jedoch das aufgeklärte Berlin ein geeigneter Boden für die Illuminaten; hier galten besonders der bekannte Buchhändler Nikolai, der königliche Bibliothekar Biester und sein Freund, der Director des Friedrich-Werderschen Gymnasiums Gedicke, als die Hauptvertreter einer liberalen Richtung. In der von ihnen herausgegebenen „Berliner Monatsschrift“ lehrten sie einen freilich nach unseren Begriffen nur flachen Rationalismus, dem sich aber das Verdienst nicht absprechen läßt, manches religiöse und sociale Vorurtheil nicht ohne Erfolg bekämpft zu haben.

Zwischen den Illuminaten und Rosenkreuzern herrschte damals dieselbe Feindschaft, wie zwischen den heutigen Lichtfreunden und Pietisten. Beide ließen es nicht an mehr oder minder gerechten Beschuldigungen fehlen. Die Aufklärer warfen ihren Gegnern vor, daß sie nichts Anderes, als die Verdummung des Volkes, die Knechtung der Geister, die Unterdrückung der

Wissenschaft und eine allgemeine Verfinsterung bezweckten; ja sie gingen in ihren Beschuldigungen so weit, ihnen gradezu katholische Tendenzen und ein geheimes Einverständniß mit den allgemein verpönten Jesuiten beizulegen. Dagegen klagten die Pietisten über die seichte Aufklärung, welche dem Volke jeden Glauben raube, die Stützen des Staates untergrabe, eine freche Zügellosigkeit herbeiführe, jede Sittlichkeit zerstöre und schließlich eine allgemeine Anarchie herbeiführe. Unter der Regierung Friedrichs des Großen beschränkte sich jedoch der ganze Streit auf diese gegenseitigen Anklagen, da der tolerante König sich wenig oder gar nicht um theologisches Gezänk kümmerte, nachdem er wiederholt erklärt hatte, daß Jeder nach seiner Façon in seinem Lande selig werden könne. Um so mehr setzten Rosenkreuzer und Pietisten ihre Hoffnung auf den Thronfolger, dessen sie sich nach und nach bemächtigt hatten. Der Rath des Grafen Gugumos hatte bereits seine Früchte getragen, durch seinen Einfluß und seine Verbindungen war es dem Herrn von Bischofswerder gelungen, eine bedeutende Stellung in der Nähe des Kronprinzen, so wie dessen Vertrauen zu gewinnen und seinen Freund Wöllner ebenfalls in preußische Staatsdienste empor zu bringen. Beide bildeten in diesem Augenblicke den geheimen Mittel-

punkt einer entschiedenen Reaction gegen die freisinnige Regierung des Königs, wie sie auch die erbittertsten Gegner der Illuminaten und jeder Aufklärung waren.

Es konnte ihnen nicht schwer fallen, nach und nach den gutmüthigen, aber auch durch sinnliche Genüsse erschlafften Kronprinzen ganz für ihre Ansichten zu gewinnen. Sie benutzten dazu die natürliche Opposition, in der mehr oder minder jeder Thronfolger zu seinem Vorgänger zu stehn pflegt. Zwischen dem königlichen Oheim und seinem Neffen herrschte von jeher ein innerer Zwiespalt, tief begründet in der großen Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Charaktere und Anschauungen. Friedrich der Große, von Jugend auf unermüdlich thätig, zürnte besonders über die geistige Trägheit seines Nachfolgers, der seine Zeit meist in Gesellschaft von Frauen und unwürdigen Günstlingen zubrachte. Es fehlte dem Kronprinzen nicht an Verstand und Kenntnissen; er liebte die Literatur und die Künste, aber auch hier bekundete er eine Richtung, welche den Neigungen des Königs widersprach. Während dieser vorzugsweise dem französischen Geschmacke huldigte und die deutsche Literatur fast verachtete, wendete sich jener vielleicht aus Widerspruch den vaterländischen Schriftstellern mit besonderer Vorliebe zu. In Gesellschaft seiner Geliebten,

der späteren Gräfin Lichtenau, las er deutsche Autoren und die Uebersetzung der dramatischen Werke Shakespeare's von Eschenburg, der in den Augen Voltaire's und Friedrich's des Großen für einen halben Barbaren galt. Der dicke Falstaff war eine Lieblingsfigur des selbst zu einem stattlichen Leibesumfange hinneigenden Prinzen.

Sein von Natur nur zu gutes und weiches Herz wurde vielfach von seiner Umgebung gemißbraucht, bei deren Auswahl er nicht mit der nöthigen Vorsicht verfuhr. Wie bei den meisten, sinnlichen Naturen folgten auch bei ihm auf den höchsten Genuß Stunden der tiefsten Reue und moralischer Niedergeschlagenheit, wo er nur zu sehr der Stütze bedurfte. Diese glaubte er in jenem Pietismus zu finden, der zu allen Zeiten für blasirte Lebemänner einen besondern Reiz hat. Aus den Armen des Vergnügens stürzte er in die des überirdischen Glaubens, bei dem er Trost und Vergebung zu finden hoffte; nach einer durchschwelgten Nacht empfand er nur um so lebhafter das Bedürfniß, sich wieder geistig zu erheben. So schwankte er fortwährend zwischen Reue und Genuß, zwischen Himmel und Erde, bald im sinnlichen Rausche, bald im übersinnlichen Taumel schwelgend. Von Bischofswerder und Wöllner geleitet, ließ er sich in

den Freimaurerorden aufnehmen, bald gehörte er auch zu dem engeren Verein der Rosenkreuzer, angelockt von dem geheimnißvollen Wesen und den Mysterien dieser Gesellschaft, von der er nicht nur die Lösung so mancher Räthsel, sondern auch verschiedene materielle Vortheile erwartete. Hoffte er auch nicht, den Stein der Weisen mit ihrer Hilfe aufzufinden, so traute er ihnen wenigstens die Macht zu, das Leben zu verlängern und durch ihre geheimen Künste die verlorenen Körperkräfte wieder zu ersetzen. Sie bestärkten ihn in seinem Glauben durch allerhand Reizmittel, die wenigstens für kurze Zeit ihn in eine künstliche Aufregung versetzten. Herr von Bischofswerder soll in der That im Besitze einiger Recepte gewesen sein und die besonders in Italien gebräuchlichen Stimulanzien, unter dem Namen diavolini bekannt, zu bereiten verstanden haben.

Noch weit wirksamer auf den Geist des Kronprinzen erwiesen sich die Geistererscheinungen, die ihn Wöllner von Zeit zu Zeit in der bereits geschilderten Weise sehn ließ. Hierbei unterstützte Bischofswerder seinen Freund in höchst schlauer Weise, indem er die Rolle des bescheidenen Zweiflers übernahm. Wenn der halb und halb nur überzeugte Thronfolger seinem Vertrauten die eben erlebten Wunder mittheilte, so äußerte sich dieser, wie

immer, eben so vorsichtig als zurückhaltend darüber, indem er ihn vor Täuschung und Betrug mit anscheinender Ehrlichkeit warnte und zu einer genauen Untersuchung aufforderte. Durch dies treuherzige Wesen sicher gemacht, übertrug der Kronprinz gewöhnlich Bischofswerder die ganze Angelegenheit, der dann das nächste Mal an seiner Seite den Geisterbeschwörungen als ein unparteiischer Zeuge beiwohnte und, schließlich selbst vollkommen bekehrt, dem doppelt betrogenen Fürsten beistimmte, daß es zwischen Himmel und Erde Dinge giebt, von denen unsere Schulphilosophie sich nichts träumen läßt.

Aber selbst diesen Verirrungen des Kronprinzen lag gewissermaßen noch immer ein edleres Motiv zu Grunde, da er mit Hilfe der Geisterwelt sich für seinen künftig hohen Beruf besser vorbereiten zu können glaubte. Er hielt Menschenkenntniß für eine der nothwendigsten Eigenschaften eines Regenten und wollte sich diesen Vorzug eines Fürsten mit Hilfe der Rosenkreuzer und ihrer geheimen Wissenschaft in einem bisher nicht gekannten Grade vergewissern.

So wurde seine ursprünglich bessere Natur zugleich durch Sinnlichkeit und Gutmüthigkeit, durch seine Tugenden nicht minder wie durch seine Schwächen verführt und verstrickt, ein Spielball in den Händen einer Partei,

welche eine große Aehnlichkeit in Bezug auf Absicht und Mittel mit unseren heutigen Pietisten hatte. Jene Männer haßten nicht minder wie ihre jetzigen Nachfolger die Freiheit auf politischem, die Duldung auf religiösem Gebiete, sie wollten herrschen um jeden Preis und das preußische Volk in seiner fortschreitenden Entwickelung mit Gewalt zurückhalten. Auch sie lehrten die „Umkehr der Wissenschaft", auch sie griffen zum Gewissenszwang, zur Glaubensfolter und zur Inquisition, um ihre eigenen beschränkten Grundsätze dem Lande aufzudringen, auch sie legten die Axt an den Jugendunterricht und die Lehrfreiheit, die sie mit Recht als die größten Stützen des Fortschrittes haßten und verfolgten. In Friedrich dem Großen, dem Schöpfer der preußischen Monarchie, dem Denker und Philosophen auf dem Throne, erblickten sie ihren größten Feind, und ihr einziges Streben war instinktmäßig nur darauf gerichtet, seine Regierungsgrundsätze zu untergraben, sein Werk zu vernichten, sein Andenken zu beschmutzen.

Zunächst und so lange er lebte mußten sie sich freilich nur darauf beschränken, im Geheimen ihm entgegenzuarbeiten und durch Verläumdungen ihn bei seinem Volke verhaßt zu machen. Sie benutzten zu diesem Zwecke die kleinen Schwächen des großen

Mannes, einige Maßregeln, wie die verhaßte Tabaksregie und das lästige Kaffeemonopol, seine allerdings tadelnswerthe Vorliebe für französische Literatur und Einrichtungen, um ihn bei seinen Unterthanen herabzusetzen; was ihnen jedoch nicht in dem beabsichtigten Grade gelang. Besser glückte es ihnen, den Thronfolger für sich und ihre Grundsätze zu gewinnen. Abgesehn von seiner natürlichen Hinneigung zum Mysticismus, bot ihnen schon der Widerspruch, in dem er fortwährend zu dem Könige stand, eine willkommene Handhabe. Es fiel ihnen leicht, durch ihre Zwischenträgerei seine Oppositionslust zu befördern und den vorhandenen Zwiespalt fast bis zum offenen Bruche zu nähren. Eben so leicht wurde es ihnen, ihn zu ihren Ansichten zu verführen und ein ganz entgegengesetztes Regierungssystem ihm allmälig beizubringen. Sie gebrauchten alle ihnen zu Gebote stehenden erlaubten und unerlaubten Mittel, ihn von der Nothwendigkeit zu überzeugen, vorzugsweise auf dem religiösen Gebiete einen entschieden abweichenden Weg einzuschlagen, indem sie sein leicht zugängliches Gemüth mit den furchtbarsten Schreckbildern erfüllten. An die Stelle der bisherigen Toleranz sollte bei seinem Regierungsantritt eine gehässige Verfolgungssucht treten, alle freisinnigen Institutionen seines Vorgängers nach

und nach beseitigt und der Fortschritt des Jahrhunderts für lange Zeit aufgehalten, wo nicht ganz ausgerottet werden.

Das heimliche Treiben dieser Reaction blieb jedoch keineswegs den Freunden der Aufklärung und besonders den Berliner Illuminaten verborgen. Beide Parteien wirkten sich auf jede mögliche Weise entgegen und feindeten sich gegenseitig, wenn auch nur vorläufig in Schriften und Brochüren an. Der Buchhändler Nikolai vertrat in seiner allgemeinen Bibliothek die Interessen der Aufklärung und des gesunden Menschenverstandes weniger mit Geist, als mit Ehrlichkeit und Eifer. Seit dem Tode seines berühmten Freundes und Mitarbeiters Lessing hatte dieser Vorkämpfer des damaligen Rationalismus viel von seiner frühern Bedeutung und von seinem Ansehn eingebüßt, obgleich sein Haus nach wie vor der Sammelplatz der freisinnigeren Gelehrten Berlin's blieb; wie so mancher treffliche Mann und Autodidakt war auch er jedoch in seiner Entwickelung stehn geblieben, indem er das einmal Erworbene mit zu großer Beharrlichkeit festhielt und jede neuere Erscheinung mit fast feindlichen Augen ansah. So kam es, daß er nach und nach das Verständniß seiner eigenen Zeit verlor und nur noch in der Erinnerung einer allerdings bedeutenden

Vergangenheit lebte. Gegen die jüngere Literatur der Sturm- und Drangperiode, die damals in Göthe's „Werther" ihren höchsten Triumph feierte, nahm er in seiner Kritik eine feindlich gereizte Stellung ein. Hatte er doch in allem Ernste den Vorschlag gemacht, den Schluß des berühmten Romans dahin abzuändern, daß Werther, statt sich zu erschießen, am Leben bleiben und seine Lotte heirathen sollte, — was nach seiner Meinung leicht dadurch bewirkt werden konnte, wenn der Unglückliche eine mit Taubenblut geladene Pistole, statt der tödtlichen Waffe auf sich abfeuerte. Natürlich ließ es weder der jugendlich übermüthige Göthe, noch dessen Freunde an Spott über den Berliner Philister fehlen, dessen sonstige großen Verdienste über derartige Lächerlichkeiten leider in Vergessenheit gerathen sind.

Nicht minder energisch griffen die beiden Dioskuren der Aufklärung, Biester und Gedicke, das Treiben der Finsterlinge ihrer Zeit und besonders die Entartungen und das Unwesen der Rosenkreuzer in der von ihnen herausgegebenen „Berliner Monatsschrift" an. Vorzugsweise aber warnten sie vor den allerdings nicht abzuleugnenden Umtrieben der Jesuiten und deren Verbindung mit dem damaligen neu auftauchenden Systeme des Freimaurerordens. Auf ihrer Seite

stand die Mehrzahl der Gebildeten, viele Gelehrte, selbst einige bekannte Theologen und besonders der Berliner Mittelstand, der stolz auf seine Aufklärung war, während der Pietismus bereits in den höheren Kreisen, vorzugsweise aber in der nächsten Umgebung des Thronfolgers zahlreiche Freunde und Anhänger fand. —

Ich selbst stand durch meine verschiedenen Beziehungen gleichsam in der Mitte zwischen beiden Parteien, mit denen mich der Zufall in Berührung gebracht hatte. Einstweilen aber lebte ich bei meinem ehrlichen Meister Thomas, der mich in die Geheimnisse der Illuminaten von Zeit zu Zeit einen Blick thun ließ, indem er auf meinen Geist im Sinne dieses Ordens durch Gespräch und Lektüre zu wirken suchte. Zu diesem Zwecke lies er mich die philantropischen Schriftsteller jener Zeit lesen; durch ihn lernte ich Rousseau und vor Allen Lessing kennen, die ich freilich Beide noch nicht verstehn und in ihrer ganzen, großen Bedeutung schätzen konnte. Auch der Prinzenerzieher Leuchsering nahm sich meiner vernachlässigten Kenntnisse an und ertheilte mir unentgeltlichen Unterricht. Auf den Rath des ehrlichen Schusters hatte ich meine ehrgeizigen Pläne und Wünsche aufgegeben; statt am Hofe oder in der Armee mein Glück zu suchen, ward

ich halb und halb durch ihn bestimmt, mich dem Studium ferner zu widmen und ein Philosoph im Sinne des Jahrhunderts zu werden. Trotz dieses guten Vornehmens fing mich aber das einfache Leben mit der Zeit an zu langweilen. Ich sehnte mich aus meiner beschränkten Umgebung hinaus in größere und glänzendere Verhältnisse, obwohl der gutmüthige Thomas es mir an Nichts fehlen ließ und seine Armuth freudig mit mir theilte. Meine Lage erschien mir mit jedem Tage drückender; ich verlor die Lust an diesem ewigen Einerlei, an den fortwährenden Gesprächen über Aufklärung, Toleranz und Menschenwohl, deren Tragweite ich nicht begriff und deren abstracte Nüchternheit mich anekelte. Ich war jung und lebenslustig, meine Sinnlichkeit war erwacht und ließ mich andere Genüsse wünschen und begehren, als mir der Umgang mit einigen Gelehrten und die alten Bücher des Schusters bieten konnten. Das Leben wurde mir unerträglich und ich wartete nur auf eine passende Gelegenheit, mich demselben zu entziehn. Nicht Dankbarkeit, die ich damals leider nicht empfand, sondern das Gefühl der Hilflosigkeit hielt mich noch zurück. Immer lebhafter beschäftigte sich meine Phantasie von Neuem mit der flüchtigen Erscheinung des Grafen Gugumos und der holden Serena, der ich noch immer zu begegnen hoffte. Der Vergleich

des glänzenden, interessanten Abenteurers mit dem armen, autodidaktischen Schuster fiel natürlich nicht zum Vortheile des Letzteren aus. Hier sah ich nur die nackte, traurige Prosa, dort die Poesie, umgeben mit allem Zauber und den Wundern einer geheimnißvollen Welt.

IV.

Ein gefährliches Zusammentreffen.

Eines Abends, als ich allein in dem kleinen Zimmer saß und traurige Betrachtungen über mein Schicksal anstellte, klopfte es an der verschlossenen Thür. Der Schuster war ausgegangen, um die nöthigen Einkäufe für unser frugales Nachtmahl zu besorgen. Da ich glaubte, daß er es sei, öffnete ich sogleich. Statt seiner Person erblickte ich einen Mann, in einen schwarzen Mantel gehüllt, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, so daß er nicht sogleich zu erkennen war. Ich fürchtete mich und stieß unwillkürlich einen Schrei aus.

„Aengstige Dich nicht!" rief mir eine wohlbekannte Stimme zu.

„Wie, Sie sind es Herr Graf?" entgegnete ich überrascht, indem ich meinen eigenen Augen nicht traute.

„Ich bin es!" sagte Gugumos. „Komm und folge mir sogleich!"

„Aber ich muß erst die Rückkehr meines Wirthes erwarten."

„Wir haben keinen Augenblick zu verlieren; man erwartet uns. Es handelt sich um Dein Lebensglück."

Mehr brauchte es nicht, um allen meinen Zweifeln ein Ende zu machen. Ohne Abschied zu nehmen, verließ ich das Haus meines Wohlthäters, indem ich die Schlüssel zu unserer bescheidenen Stube einer auf demselben Flur wohnenden Frau einhändigte, wie ich dies auch sonst zu thun gewohnt war. So groß war die Gewalt dieses Mannes über mich und meine Sehnsucht nach Veränderung, daß ich alle Pflichten der Dankbarkeit darüber vergaß und mich heimlich wie ein Dieb aus dem Hause schlich.

Vor der Thür stand eine elegante Kutsche, in die wir uns setzten. Der Graf gab dem Bedienten einen Wink, worauf wir eilig davonflogen. Unterwegs erzählte er mir, daß er mich im Thiergarten bei seinem Heraustreten aus der Eremitage wohl bemerkt und ebenfalls auch erkannt, aber aus wichtigen Gründen in Gegenwart der verschleierten Dame nicht angeredet habe.

„Ich ließ Dich", fuhr er fort, „seitdem nicht mehr

aus den Augen, im Stillen verfolgte ich jeden Deiner Schritte; ich wußte um Deinen Aufenthalt bei dem aufgeklärten Schuster; dennoch mußte ich Dich Deinem Schicksal überlassen. Um so mehr war ich um Deine Zukunft besorgt, je weniger Du es ahntest. Endlich ist es mir gelungen, Deinem Leben eine günstige Wendung zu geben. Es hängt ganz allein von Dir ab, Dein Glück für immer zu machen."

„Was soll ich thun? Gebieten Sie über mich!" rief ich freudig aufgeregt.

„Vorläufig werde ich Dich zu jener Dame bringen, die Du im Thiergarten an meiner Seite gesehn hast. Sie meint es gut mit Dir und wird Dich beschützen, wenn Du ihr in allen Dingen gehorchen willst."

„Mit tausend Freuden und von ganzem Herzen!"

„Außerdem wirst Du Dich streng in allen Dingen nach meinen Vorschriften zu richten haben. Verhältnisse haben mich bestimmt, vorläufig meinen wahren Namen hier zu verschweigen und einen andern anzunehmen. Ich bin für Dich wie für alle Welt nicht mehr der Graf Gugumos, sondern nur der Doktor Pinetti. Wehe Dir, wenn Du meine Geheimnisse verräthst! Wie ich die Macht habe Dir zu nützen, so vermag ich auch Dir zu schaden. Du kennst mich hinlänglich, um zu wissen, daß ich nicht scherze."

„Ich schwöre Ihnen, Ihre Geheimnisse keinem Menschen zu verrathen.“

„Ich glaube Dir, denn ich weiß, daß Du mich liebst. Unsere Interessen gehen Hand in Hand und das ist mir eine noch sicherere Bürgschaft als alle Schwüre und Betheuerungen Deiner Zuneigung. Du dienst am besten Dir selbst, wenn Du mir dienst. Ich halte Dich trotz Deiner Jugend für klug genug, um Deinen eigenen Vortheil einzusehen. Du bist arm und, wie ich weiß, um Dein Vermögen durch die Schlauheit Deiner Tante gekommen.“

„Woher wissen Sie...?“ fragte ich erstaunt.

„Ich weiß Alles,“ erwiderte der räthselhafte Mann. „Vor meinen Augen bleibt nichts verborgen. Was Du auch thust und treibst, ich werde stets unterrichtet sein.“

Ich konnte mich eines leisen Schauers nicht erwehren, als der Graf, welcher jetzt Pinetti hieß, mir die ganze Erbschaftsangelegenheit mit der größten Umständlichkeit wiedererzählte, wobei er das ganze machiavellistische Verfahren meiner Tante mir aufdeckte und eine Reihe von damals mir noch vollkommen unbekannten Thatsachen anführte. Mein Staunen und meine Bewunderung für ihn steigerten sich zu einem so hohen Grade, daß ich an seiner Allwissenheit keinen Augen-

blick mehr zweifelte und seine geistige Uebermacht mehr als je anerkannte.

„Du siehst“, sagte er, „daß ich weder Dich, noch Deinen Vater aus den Augen gelassen habe. Deine geheimsten Gedanken sind mir offenbar und ich lese in diesem Augenblick auf dem Grunde Deiner Seele. Du bist arm und willst wieder reich werden, man hat Dich betrogen und Du willst Dich rächen. Ich biete Dir jetzt meine Hand dazu. Durch mich sollst Du nicht nur Dein verlorenes Vermögen, sondern noch weit mehr erlangen. Jene Dame, zu der ich Dich führe, wird Dir die näheren Mittel und Wege angeben. Wenn Du thust, was wir Beide Dir befehlen, so kannst Du sicher auf unseren Schutz und auf einen hohen Lohn rechnen.“

Unterdeß waren wir durch eine Reihe von Straßen gefahren; endlich hielten wir vor einer hell erleuchteten Villa still. Der Bediente öffnete das verschlossene Thor und wir traten in einen eleganten Vorsaal, wo mich mein Begleiter allein ließ, indem er mir einige Verhaltungsregeln gab und die strengste Verschwiegenheit wiederholt empfahl. Ich blieb wie in einem Traum zurück, Alles, was ich in dem Zeitraum einer kurzen Stunde erlebt hatte, erschien mir wie ein Zaubermärchen. Aus der ärmlichen Wohnung des ehrlichen Schusters

sah ich mich wie durch ein Wunder in den herrlichsten Feenpalast versetzt. Die Wände des Saales waren mit den kostbarsten Tapeten von dunkelrothem Seidenstoff bekleidet, der Fußboden mit weichen Teppichen bedeckt, die mein Fuß kaum zu betreten wagte. Wohin ich sah, herrschte der feinste Geschmack, verbunden mit dem ausgesuchtesten Luxus. Prachtvolle, hohe Silberkandelaber, mit unzähligen, durchsichtigen Wachskerzen besteckt, verbreiteten den hellsten Glanz und beleuchteten eine Reihe ausgezeichneter Bilder, welche ganz darauf berechnet waren, eine feine Sinnlichkeit in dem Beschauer hervorzurufen. Hier wurde eine badende Nymphe von einem lüsternen Faun überrascht, dort beugte sich die keusche Diana über den schlafenden Endymion, um ihm einen Kuß zu rauben, während auf einem andern Gemälde die nackte Venus aus den Händen des reizenden Hirtenknaben Paris den verhängnißvollen Apfel als Siegerin empfing. Dazwischen schimmerten weiße Marmorstatuen, die Götter und Göttinnen des Olymps, in unverhüllter Schönheit und unsterblicher Gliederpracht, zurückgestrahlt von den großen venezianischen Spiegeln, von schwer vergoldeten Rahmen eingefaßt.

Noch versunken in die Betrachtung dieser ungewohnten Herrlichkeit, bemerkte ich kaum, wie sich leise eine verborgene Thür in der Tapetenwand öffnete.

Plötzlich stand ich einer Dame gegenüber, welche meiner jugendlichen Phantasie als eine Fee, nicht als eine sterbliche Frau erschien. Sie trug ein leichtes Spitzengewand, so durchsichtig, daß keiner ihrer zahllosen Reize verborgen blieb. Nie glaubte ich eine schönere Büste, einen schöneren Arm gesehn zu haben; voll, rund und weiß wetteiferte er mit den Kunstgebilden des klassischen Alterthums; die rosigen Finger ihrer zarten Hand waren mit kostbaren Ringen und Juwelen geschmückt. Ihr Gesicht zeigte zwar nicht jene Regelmäßigkeit, welche den strengen Anforderungen der höchsten Schönheit genügt, entschädigte aber dafür durch einen eigenen piquanten Zauber. Die kleine Stumpfnase verlieh ihr einen muthwilligen, herausfordernden Reiz, die rothen, vollen Lippen luden zum Kusse ein, während Schalkhaftigkeit und Grazie in den Grübchen ihrer Wangen lauschten. In ihren Augen loderte das Feuer der Sinnlichkeit, aber auch angeborener Geist und natürlicher Verstand, dem unzählige Hilfsquellen, Witz, Schlauheit und weibliche List zu Gebote standen. Erst bei näherer Betrachtung entdeckte ich, daß die schöne Dame bereits die Zeit der Jugendblüthe überschritten hatte, sie konnte ungefähr dreißig Jahre alt sein, aber die damals allgemein verbreitete Mode des Schminkens verdeckte diesen Mangel so gut, daß man sie für weit jünger hielt.

Auch beachtete ich diesen Fehler kaum, da ich, wie die meisten jungen Leute, die aufgeblühte Rose in ihrer üppigen Fülle der sich erst erschließenden Knospe vorzog und die reiferen Frauen mir damals weit gefährlicher waren, als die unerfahrenen Mädchen.

Die ungeheuchelte Bewunderung, welche sie in meinen Augen las, schien ihr zu gefallen und sie für mich günstig gestimmt zu haben.

„Das ist also", flüsterte sie dem sie begleitenden Grafen französisch zu, „der junge Mensch, den Sie mir empfohlen haben."

„Ich bürge Ihnen", entgegnete er eben so leise, „für seine Treue und Verschwiegenheit."

Sie nickte mit dem Kopfe und winkte mir mit einem bezaubernden Lächeln näher zu treten.

„Mein Kind!" sagte sie zu mir mit einschmeichelnder Stimme. „Sie sind mir so angelegentlich empfohlen worden, daß ich keinen Anstand nehme, Ihnen nach meinen besten Kräften zu nützen, vorausgesetzt, daß auch Sie mir dienen wollen."

„Befehlen Sie über mich!" rief ich mit ungeheucheltem Enthusiasmus. „Ich werde Alles thun, was Sie mich heißen, und lieber sterben, als Ihnen ungehorsam werden."

„Sie scheinen meines Vertrauens werth und darum

will ich Sie beschützen. Ich besitze einigen Einfluß am Hofe. Der König braucht einen Pagen. Diese Stelle habe ich Ihnen zugedacht."

Das war mehr, als ich zu träumen gewagt. Meine kühnsten Erwartungen waren übertroffen, und es fehlte nicht viel, daß ich meiner neuen Beschützerin verwirrt zu Füßen sank. Nur mit Mühe stammelte ich einige Worte des Dankes für diese unverhoffte Gnade.

„Ich selbst", fuhr sie freundlich fort, „darf nicht öffentlich für Sie auftreten; es wäre dies grade der Weg, um alle Ihre Wünsche zu vereiteln. Nur im Geheimen kann ich für Sie bei einem hochgestellten Freunde wirken. Deshalb darf kein Mensch in Berlin ahnen, daß ich mich für Sie interessire, nicht einmal, daß Sie mich kennen."

„Was aber soll ich thun, um die Stelle zu erhalten?" fragte ich schüchtern.

„Nichts weiter, als diesen Brief an die darauf geschriebene Adresse abgeben. Morgen mit dem Frühesten werden Sie zu diesem Zwecke nach Potsdam abreisen und dies Schreiben dem ersten Kammerdiener des Königs, Herrn Schöning, in Sanssouci einhändigen; er wird Ihnen sagen, wie Sie sich zu verhalten haben. Wenn Sie sich genau nach seinen Worten und An-

ordnungen richten, so wird Ihnen der gewünschte Posten schwerlich entgehen."

„Und womit kann und soll ich denn meiner Wohlthäterin danken?"

„Vorläufig damit, daß Sie über Alles, was ich Ihnen jetzt mittheile und sage, das strengste Schweigen beobachten. Später wird Sie Herr Doktor Pinetti mit meinen Wünschen und Absichten bekannt machen. Ich selbst werde Sie vielleicht öfters sprechen und Ihnen meine Befehle mittheilen, die sie pünktlich ausführen müssen. Der geringste Widerstand würde Ihnen meinen Schutz, wo nicht noch mehr kosten. So lange Sie mir aber gehorchen, werden Sie an mir eine treue Freundin finden, die sich mit Ihrem Glück beschäftigen wird."

Bei diesen Worten reichte sie mir die alabasterweiße Hand, auf die ich ehrfurchtsvoll einen Kuß drückte. Unwillkürlich erröthete ich über und über, als sie mir wohlwollend die glühenden Wangen streichelte.

„Warten Sie noch einen Augenblick!" rief sie mir zu, da ich mich anschickte fortzugehn. „Sie werden zu Ihrer Equipirung etwas Geld brauchen. Nicht wahr, mein Kind?"

Aus einer kostbaren Chatoulle, welche ganz mit

Gold gefüllt war, nahm sie eine schwere Rolle, die sie mir in die Hand drückte; ehe ich noch meinen Dank stammeln konnte, war sie wieder durch dieselbe Thür verschwunden, ohne daß ich wußte, wer meine geheimnißvolle Wohlthäterin gewesen war.

„Nun, wie gefällt Dir die Dame?“ fragte mich der bei mir zurückgebliebene Graf.

„Ich habe keine Worte, um meine Gefühle auszudrücken“, entgegnete ich schwärmerisch. „Mit tausend Freuden will ich ihr mein Blut, mein Leben opfern.“

„Bewahre diese Gesinnungen und Du wirst ganz gut dabei fahren. Deine Beschützerin wird, vielleicht in wenigen Monaten schon, die allmächtige Gebieterin an diesem Hofe sein.“

„Es ist doch nicht die Gemahlin Seiner königlichen Hoheit, des Kronprinzen?“ fragte ich in meiner Unschuld.

„Dann würde ihre Empfehlung Dir nichts nützen“, entgegnete er mit einem fannischen Lächeln, dessen Zweideutigkeit ich damals noch nicht fassen konnte.

„Sie ist ein Engel!“ rief ich enthusiastisch.

„Wenn auch nur ein gefallener“, murmelte er ironisch. „Doch das darf Dich nicht kümmern; die Hauptsache für Dich bleibt, daß Du an ihr die einflußreichste Gönnerin gefunden hast. Dein Glück ist

gemacht, wenn Du stets ihre Zufriedenheit Dir zu erhalten wissen wirst. Es kann Dir dann nicht fehlen: In einigen Jahren bist Du Kammerherr, Gesandter, Minister, Adjutant, General, was weiß ich. Vergiß dann nicht, daß Du mir allein Alles zu verdanken hast."

„Wie können Sie glauben?"

„Bah! Ich kenne die Menschen und Du wärest nicht der Erste, der die Leiter mit Füßen tritt, die ihm zu seiner Höhe verholfen hat. Darum sage ich Dir nur noch das Eine, daß Du in jeder Lage Deines Lebens in meiner Gewalt bist. Wie ich Dich erhoben, so kann ich Dich auch stürzen. Bedenke es wohl und richte Dich darnach!"

Es bedurfte indeß solcher Ermahnungen nicht, da schon die Reize der Dame mich vollkommen zu ihrem Sclaven gemacht hatten, so daß sie Alles von mir erlangen konnte, was sie nur forderte. Außerdem besaß der Graf noch einen andern Magnet, der eine magische Gewalt auf mich ausübte.

Es war dies die liebliche Serena, nach der ich mich jetzt erst schüchtern erkundigte.

„Du sollst sie noch heute sehn", sagte er wieder mit unheimlicher Freundlichkeit. „Auch sie wird sich freun, ihrem Jugendgespielen zu begegnen."

Derselbe Wagen brachte uns wieder nach Berlin zurück, wo der Graf Unter den Linden in dem damals unter dem Namen der „goldenen Sonne" bekannten Hôtel wohnte, das noch heute eine wohlrenommirte Restauration enthält. An seiner Hand trat ich in das Zimmer; im nächsten Augenblicke stand Serena vor meinen Blicken, ätherischer, durchsichtiger als je. In der Freude der ersten Begrüßung sah ich nicht, daß der Schatten der Vernichtung bereits auf dem bleichen, aber noch immer himmlisch schönen Antlitz lagerte. Auch ihre Mutter war zugegen; ihr Aussehn war wo möglich noch trauriger als früher. Von Zeit zu Zeit richtete sie ihre ängstlichen Blicke auf die leidende Tochter, die sich jetzt bei unserem Wiedersehn nur mühsam aufrecht hielt. Mein Herz war so voll von Seligkeit, von der wunderbaren Glut der ersten Liebe, und doch vermochte ich nur wenige unzusammenhängende Worte zu stammeln. Auch Serena bewahrte eine sonst nicht an ihr beobachtete Zurückhaltung. Die Gegenwart des Grafen und seiner Begleiterin, die uns absichtlich nicht einen Augenblick mehr verließen, legten uns einen natürlichen Zwang auf. Ich glaubte zu bemerken, daß Serena mich heimlich sprechen wollte, aber jeder derartige Versuch wurde sogleich von unserer Umgebung vereitelt. Wir mußten uns

nur mit einem Blicke, einem flüchtigen Drucke der bebenden Hand, einem nichtssagenden Worte für heute begnügen. Nur einmal, als der Graf sich umwandte, machte sie mir ein heimliches Zeichen, das ich aber leider nicht verstand. Sie schien mich vor ihm warnen zu wollen. Aber ehe sie ihre Absicht noch ausführen konnte, waren seine durchdringenden Augen finster drohend auf sie gerichtet. Ich sah nur, wie sie unter der magischen Gewalt seines Blickes leise zusammenschrak.

Fast stumm verzehrten wir das Abendbrod, welches der Graf auftragen ließ; er allein trug die Kosten der ganzen Unterhaltung, und von Neuem gab er mir Gelegenheit, die unerschöpfliche Fülle seines Geistes und Wissens zu bewundern. Wie nüchtern und schal kamen mir die Reden des ehrlichen Schusters und seiner Freunde vor gegen diese üppige, mit allen Reizen einer glühenden Phantasie und eines sprudelnden Witzes ausgestatteten Gespräche. Er kannte alle Verhältnisse aus eigener Erfahrung, alle Länder und Menschen aus eigener Anschauung. Im Fluge führte er uns von einem Ende der Welt zu dem andern, vom Himmel zur Erde; überall war er zu Hause, in den Tiefen der Geisterwelt und den dunkelen Abgründen der Mystik, wie auf den klaren Höhen der damaligen Politik und Gesellschaft. Ich bewunderte ihn und unterlag,

wie Alle, die in seiner Nähe kamen, dem Zauber dieses außerordentlichen Geistes. Selbst Serena, die ihn mehr fürchtete als liebte, hing entzückt, solange er sprach, an seinen Lippen und ihre großen Augen glänzten von Begeisterung. Er war ein Virtuose der Unterhaltung, wie er mir ähnlich niemals wieder in meinem Leben begegnet ist. Dabei blieb er fortwährend auf seiner Hut, nie entschlüpfte ihm ein Wort, eine Andeutung, die ihn oder seine eigentliche Meinung verrathen konnte. Er beherrschte sich vollkommen, sowie seinen Gegenstand, mit dem er wie ein geschickter Künstler spielte. Stets behielt er sein Ziel im Auge und selbst, wenn er sich anscheinend ganz harmlos gehen ließ, verfolgte er seine geheimen Absichten mit einer eisernen Consequenz, die sich hinter die leichtesten und angenehmsten Formen barg.

Ich selbst war so von ihm bezaubert, daß ich nicht merkte, wie spät es geworden war, bis er mich erinnerte, daß es Zeit sei, die Ruhe zu suchen. Er hatte mir in dem Hôtel ein Lager bereiten lassen, wo ich bis zum andern Morgen schlief. Zeitig weckte er mich aus meinen Träumen.

„Du vergißt“, sagte er, „daß Du in Sanssouci erwartet wirst. Oder glaubst Du, daß das Glück im Schlafe kommt?“

Schnell sprang ich empor, indem ich mich mit meiner Müdigkeit entschuldigte. Während ich eilig meine Toilette machte, gab er mir noch einige nöthige Verhaltungsbefehle, die ich pünktlich zu befolgen versprach. Ich bat ihn dagegen, Serena meinen Gruß zu bestellen.

„Das soll geschehen", erwiederte er. „Du sollst sie auch bald wiedersehen. Das arme Kind bedarf der Zerstreuung."

„Was ich dazu beitragen kann, will ich mit Freuden thun."

„Ich weiß, daß Du ihr gut bist, auch sie erwidert Deine Neigung. In Deiner Hand liegt es allein, sie und Dich glücklich zu machen."

„Habe ich Sie recht verstanden?" fragte ich freudig erschrocken.

„Verdiene Dir Serena", entgegnete er lächelnd, „und ich werde Dir kein Hinderniß in den Weg legen."

„Wie sollte das möglich sein?"

„Durch Gehorsam und Schweigen."

Von freudigen Hoffnungen beseelt, voll glänzender Aussichten für die Zukunft, bestieg ich den vor der Thür des Hôtels wartenden Wagen, der mich nach Sanssouci und in die Nähe des großen Friedrich bringen sollte.

V.

In Sanssouci.

In einigen Stunden gelangte ich nach Potsdam, wo mich am Thore der wachthabende Offizier, wie es damals noch gebräuchlich war, genau nach meinen Geschäften befragte. Jeder Fremde, der ein Anliegen an den König hatte, mußte sich am Thore melden, so daß er stets die Zahl der Bittsteller genau wußte und Niemand so leicht von der Dienerschaft zurückgewiesen werden, oder seinem scharfen Auge entgehn konnte. Oft schickte er seine Jäger meilenweit in der Umgegend denjenigen nach, welche es aus irgend einem Grunde unterlassen hatten, sich ihm vorzustellen, wenn sie einmal bei ihm eine Audienz nachgesucht.

Von diesem Umstande hinlänglich unterrichtet, schlug ich sogleich den Weg nach Sanssouci ein, wo

ich zunächst meinen Brief an den ersten Kammerdiener, wie meine Beschützerin mir befohlen hatte, abgab. Herr Schöning empfing mich, nachdem er das Schreiben gelesen, ernst, aber freundlich, mit einer gewissen Wichtigkeit, die er in seiner zwar untergeordneten, aber höchst einflußreichen Stellung angenommen hatte. Er besaß das ganze Vertrauen seines Herrn, das er auch verdiente, obgleich auch er sich mit dem Thronerben in gutem Einvernehmen zu verhalten suchte. Wie ich von ihm jetzt zu meinem Erstaunen erfuhr, hatte ich lediglich dieser hohen Protektion die Aussicht auf mein neues Amt und die Fürsprache des Herrn Kammerdieners zu verdanken.

„Ich bin gern dem Prinzen gefällig", sagte er jetzt mit einer Gönnermiene, „nur darf der König nicht darum wissen. Je älter er wird, desto eigensinniger wird er auch. Sie glauben gar nicht, welche Noth ich mit ihm habe."

Ich erfuhr zum ersten Male, was ich später noch oft erfahren sollte, daß es keinen Helden vor seinem Kammerdiener giebt.

„Heute", setzte er tröstend hinzu, „ist er glücklicher Weise bei guter Laune. Ich habe ihn bereits vorbereitet und will jetzt sogleich gehn, um Sie zu melden. Anworten Sie nur auf alle seine Fragen mit Dreistigkeit und ohne zu stocken. Er kann es nicht leiden,

wenn man ihm eine Antwort schuldig bleibt. Er sitzt jetzt oben, auf der Terrasse; folgen Sie mir langsam nach und wenn ich Sie rufe, so kommen Sie, damit Sie sich ihm vorstellen. Wenn Sie nur meinem Rathe folgen, so kann Ihnen die Stelle nicht entgehn."

Mit diesen Worten ließ mich Herr Schöning am Fuße jenes Wunderbaues, den das Machtwort Friedrichs des Großen aus dem Sande der Mark geschaffen Mit lautem Herzklopfen irrte ich durch den herrlichen Park mit seinen Fontainen und Wasserkünsten, die im hellsten Sonnenscheine sprangen. Ich hatte aber damals nur wenig Zeit, all' die prächtigen Schöpfungen eines fürstlichen Geschmackes zu bewundern. Schüchtern stieg ich die Riesentreppe empor, welche mich zu dem bescheidenen Schlosse des größten Monarchen seines Jahrhunderts hinaufführte.

Es war ein milder Herbsttag, das Laub der Bäume und die breiten Blätter des Weinstocks prangten in dem bunten Farbenglanz, womit die Natur sich vor ihrem Abschiede noch einmal schmückte. Wie auf der Palette eines Malers prangte das feurige Roth neben dem sanften Violet und dem glänzenden Gold in allen Schattirungen und Tinten der Farbenskala. Zuweilen mischte ein leiser Luftzug die verschiedenen Töne zu einem Bilde von entzückender Harmonie. Je höher

ich stieg, desto reizender wurde die Aussicht und ich konnte mich trotz meiner Situation nicht enthalten einen Blick auf die herrliche Landschaft zu meinen Füßen zu werfen. In malerischen Windungen irrte die blaue Havel zwischen grünen, üppigen Wiesen und sanft aufsteigenden Hügeln wie ein Silberband, das sich flatternd in der dämmernden Ferne verlor. Unter mir rauschten die Wipfel der hohen Bäume, aus denen von Zeit zu Zeit der Wasserstrahl der großen Fontaine wie ein schimmernder Regenbogen emporstieg. Vor mir erhob sich das zwar nur einstöckige Schloß, das aber von einem unaussprechlichen Reiz für mich umgeben war; denn dort lebte und wirkte in stiller Einsamkeit der Genius, den ich durch meinen Vater von Jugend auf verehren gelernt, in dessen Dienste ich jetzt treten sollte. —

Zwischen duftenden, mit goldenen Früchten behangenen Orangenbäumen erstieg ich die berühmte Terrasse, auf der Friedrich der Große neben dem Grabmale seiner Hunde saß. Ich wagte nicht aufzublicken, als ich ihm so nahe stand. Erst der wiederholte Ruf des Kammerdieners gab mir die nöthige Fassung wieder, so daß mich meine vor Aufregung zitternden Füße zu ihm trugen. Ich blickte auf und sah auf einer Bank einen alten, gebrechlichen Mann, gebeugt

von der Last der Jahre und den Sorgen der Regierung. Ein weiter Rock von hellblauem Atlas, vorn herunter ganz von spanischem Tabak gelb und braun gefärbt, bedeckte die abgemagerte Gestalt. Er trug einen alten, großen, abgetragenen Hut mit einer eben so alten, jetzt vergelbten, einst weißen Feder auf dem Kopf, der, von Schwäche gesenkt, auf seiner Brust ruhte. In der abgezehrten Hand hielt er den berühmten Stock mit der goldenen Krücke. Zu seinen Füßen lagen zwei graziöse Windspiele, welche bei meinem Nahen mit lautem Gebell auffuhren; im nächsten Augenblick aber mich freundlich wedelnd umsprangen.

Erst jetzt schien er mich zu bemerken; langsam hob er den Kopf empor und richtete sein blaues, durchdringendes Auge prüfend auf mich. Unmöglich ist es mir, den Glanz seiner Augen zu beschreiben; es war, als ob darin das ganze concentrirte Feuer seines Genies noch einmal aufflammte, als hätte mich ein versengender Blitz getroffen. Ich war nicht im Stande diesen Blick lange auszuhalten; meine Glieder zitterten unwillkürlich.

„Wer ist Er und was will Er?“ fragte mich der König mit jener entzückend angenehmen Stimme, die ihm selbst das Alter nicht zu rauben vermochte.

„Ein junger Baron Hohenheim“, antwortete ich dreist, mich der Ermahnung des Kammerdieners zur

rechten Zeit noch erinnernd, „der Ihrer Majestät gern dienen möchte.“

„Sein Vater war Offizier?“

„Er hat den siebenjährigen Krieg mitgemacht.“

„Aber seinen Abschied genommen, sein Geld durchgebracht. Ich weiß Alles.“

Ich schwieg, aber die brennende Röthe meiner Wangen mochte ihm wohl sagen, daß er nicht Recht daran gethan, dem Sohne die Schwächen seines Vaters vorzuwerfen.

„Na!“ sagte er freundlicher, „Er kann nichts dafür, obgleich der Apfel nicht weit vom Baume zu fallen pflegt. Hat Er 'was gelernt?“

„Etwas Latein, Französisch und Geschichte.“

„Kennt Er die fables von Lafontaine?“

„Ich habe sie oft mit Vergnügen gelesen und die besten und schönsten auswendig gelernt.“

„Dann deklamire Er mir eine auf der Stelle!“

Ich gerieth in einige Verlegenheit, da, wie es bei solchen Gelegenheiten meist der Fall ist, mir durchaus keine passenden Verse einfallen wollten. Zufällig richtete ich meine Augen auf einen Teller mit reifen Weintrauben, welcher auf der Bank neben dem König stand. Aus Ideenassociation wählte ich die bekannte Lafontaine'sche Fabel „vom Fuchs und den Wein-

trauben", die ich auch ohne Anstoß und, wie ich glaubte, ganz richtig hersagte.

„Er ist ein schlauer Fuchs!" lächelte der König. „Aber laß Er sich nicht einfallen, nach meinen Trauben lüstern zu werden; die dürften Ihm sonst auch sauer werden und schlecht bekommen. Uebrigens spricht er das Französische mit einem schlechten Accent."

„Ich werde mich bemühn, diesen Fehler zu verbessern."

„Daran wird Er gut thun. Er will also mein Page werden?"

„Es ist dies mein innigster Wunsch."

„Wird aber schwer gehn. Zwar ist Er mir von guter Hand empfohlen, aber ich gebe auf solche Recommandationen nicht viel, wenn man nicht eigene Meriten aufzuweisen hat. Was berechtigt Ihn zu solcher Ambition?"

„Die Gnade Ihrer Majestät und mein Eifer, Ihnen zu dienen."

„Das genügt nicht. Es giebt eine ganze Menge junger Edelleute, deren Väter länger gedient haben, als der Seinige. Warte Er noch ein oder zwei Jahre, dann kann Er Soldat werden, und wenn er sich brav hält, es auch zum Offizier bringen.

„Ich möchte gern dem Rathe Ihrer Majestät folgen,

aber ich bin leider arm und will meinem Vater nicht zur Last fallen."

„Das läßt sich hören, aber ich kann doch nicht für alle pauvren jungen Leute in meinem Staate Pagenstellen haben. Mache Er es wie der Fuchs in der Fabel, lasse Er sich den Appetit vergehn und tröste Er sich damit, daß die Trauben zu sauer sind."

Ich war auf einen derartig abschlägigen Bescheid durchaus nicht gefaßt, ebensowenig wie mein Beschützer, der erste Kammerdiener, der während dieser ganzen Unterredung zugegen war. War es Laune von Seiten des Königs, oder gefiel ihm, dem großen Menschenkenner, mein ganzes Wesen nicht, oder gab er überhaupt auf Empfehlungen Nichts, kurz und gut meine Hoffnungen und Aussichten waren wieder einmal zu Wasser geworden. Ich war so betrübt, daß ich kein Wort mehr vorzubringen vermochte und einige Fragen, welche er noch an mich richtete, entweder stockend, oder verworren beantwortete, wodurch sich meine Lage nur noch wesentlich verschlimmerte. Schon war der König aufgestanden und winkte mir mit der Hand zum Zeichen, daß ich mich entfernen sollte. Ich machte ihm die vorgeschriebenen, drei tiefen Verbeugungen und trat betrübt meinen Rückzug an. Wunderbarer Weise folgten mir die beiden Windspiele nach;

trotzdem der König sie wiederholt mit lautem Rufe an sich lockte. Schon während der ganzen Unterredung mit ihm waren sie mir nicht von der Seite gewichen, vermuthlich weil sie in meiner Tasche das Frühstück witterten, welches ich noch immer bei mir trug, da ich vor allzu großer Aufregung weder es gegessen, noch daran gedacht hatte. Diese große Zuneigung seiner Lieblinge zu mir mußte den König befremdet und für mich günstiger gestimmt haben; denn bekanntlich legte er auf die instinktmäßige Liebe, oder den Widerwillen dieser Thiere ein großes Gewicht. Deshalb schickte er mir den Kammerdiener sogleich nach, der mich freundlich anrief und zur Rückkehr einlud.

„Weiß Er 'was", sagte der König lächelnd. „Er soll doch mein Page werden. Ich habe es mir überlegt und will es mit Ihm probiren."

„Tausend Dank", stammelte ich entzückt, „tausend Dank für die Gnade Ihrer Majestät."

„Bedank' Er sich bei denen da!" entgegnete er auf die Windspiele mit der Krücke deutend. „Er hat an ihnen eine ausgezeichnete Protection gefunden, der Er hoffentlich keine Schande machen wird. Ich nehme Ihn von heute an in meine Dienste. Sei Er mir immer treu, attent und ordentlich, so werde ich Ihm auch stets ein gnädiger Herr bleiben. Melde Er sich so-

gleich bei meinem Hofmarschall, der wird Ihm die nöthigen Instructionen darüber geben, was Er zu thun hat."

Mit einem gnädigen Nicken des Kopfes verabschiedete mich der König, dessen Page ich nur durch einen glücklichen Zufall geworden war.

Mein Dienst war weder beschwerlich, noch anstrengend, nur hatte ich, wie die ganze Umgebung des großen Monarchen, viel von seinen Launen zu leiden. Je älter er geworden, desto mißtrauischer und menschenfeindlicher war seine ganze Stimmung. Die alten Freunde und Diener waren meist todt, von dem glänzenden Kreise, der einst Sanssouci berühmt gemacht, gab es nur noch einige unbedeutende Ruinen. Der König fühlte sich einsam und verlassen, das Alter machte ihn mürrisch, seine zunehmende Kränklichkeit äußerst verdrießlich und reizbar. Mit einer gewissen Bitterkeit sah er seine besten Pläne und Absichten mißdeutet und schlecht ausgeführt, sich von seinen Unterthanen verkannt, für deren Wohl er unablässig noch besorgt war und fortwährend auf Kosten seiner Gesundheit arbeitete. Ich selbst war Zeuge von dieser unbegreiflichen Thätigkeit. In demselben Maße wie seine Kräfte abnahmen, verdoppelte er seine Anstrengung, als fühlte er die Nothwendigkeit, noch vor seinem Tode für Alles zu sorgen

und über das Grab hinaus für seine großen Ideen zu wirken.

Für ihn gab es keine Ruhe, selbst den unentbehrlichen Schlaf entzog er sich, indem er seinem Kammerhusaren Neumann den Befehl ertheilte, ihn am frühen Morgen zu wecken und für den Fall, daß er sich weigern sollte, durch Wegnehmen der Decke zu zwingen; was dieser auch pünktlich befolgte.

Seine Cabinetssecretaire, mit denen er allein sämmtliche Staatsgeschäfte erledigte und die sonst zwischen sechs und sieben Uhr vorgelassen wurden, mußten jetzt, wo er sein Ende nahe spürte, schon um vier Uhr des Morgens vor ihm erscheinen.

„Meine Umstände", sagte er ihnen einst in meiner Gegenwart, „zwingen mich, Euch diese Unbequemlichkeit auflegen zu müssen; doch wird es ja nicht lange damit dauern. Es geht mit meinem Leben bergab und da muß ich noch den möglichsten Gebrauch davon machen; denn es gehört nicht mir, sondern dem Staate."

Mit Anbruch des Tages überbrachte ihm, nachdem er zuvor einem Adjutanten Audienz gegeben, entweder der Kammerhusar, oder einer von uns Pagen, der grade den Dienst hatte, sämmtliche Berichte der Minister und Generale, so wie die von seinen Gesandten eingelaufenen Meldungen und die während der Nacht

angekommenen Eingaben von Privatpersonen. Er selbst erbrach alle Briefe und Depeschen eigenhändig, machte eine Auswahl, legte, die er dann lesen wollte, besonders bei Seite und übergab die übrigen den Cabinetssecretairen, um sich nochmals darüber Bericht erstatten zu lassen. Diese zogen sich damit in das Nebenzimmer zurück, lasen, was sie empfangen hatten, und machten Auszüge daraus, während er für sich die zurückbehaltenen Eingaben und Berichte prüfte. Darauf diktirte er ihnen seine Befehle, meistens Wort für Wort. Dann sah er seine Aerzte, mit denen er sich kurze Zeit über seinen Gesundheitszustand unterhielt, da er im Ganzen kein besonderes Vertrauen ihrer Kunst schenkte. Weit angelegentlicher bekümmerte er sich um den Küchenzettel, der ihm nach ihrem Abtreten gemeiniglich überreicht wurde. Er wählte selbst von den aufgeschriebenen Gerichten seine Lieblingsspeisen aus, die meist in hohem Grade unverdaulich waren, schwere Puddings, brennend gewürzte Suppen und ähnliche schädliche Dinge, woran er einmal gewöhnt war. Die schönsten Früchte seiner Gärten und Treibhäuser ließ er sich ebenfalls wohl schmecken; sie standen in großen Körben auf allen Tischen und Commoden umher; Kirschen, Trauben, Melonen, Pfirsichen, Aprikosen, wie ich sie nie duftender und lockender

gesehn, mußten ihm selbst im Winter geliefert werden. Er war darin so eigen, daß keine Frucht nur das kleinste Fleckchen haben durfte. Der Anblick dieses Obstes war für uns zu verführerisch, so daß wir Pagen öfters das siebente Gebot vergaßen und der Versuchung nicht widerstehen konnten.

Waren die dringendsten Geschäfte erledigt, so nahm der König zu seiner Erholung ein Buch aus seiner Bibliothek, mit dem er lesend auf- und niederging. In den letzten Monaten seines Lebens war er jedoch so schwach, daß seine Hand selbst einen mäßigen Oktavband nicht mehr festzuhalten vermochte. Er gab mir deshalb den Befehl, alle zu starken und zu schweren Bücher zu zerstückeln und in kleinere Bände binden zu lassen.

Nach elf Uhr erschien die gewöhnliche Tischgesellschaft des Königs, welche nur aus wenigen Personen bestand. Vergebens suchte man jenen geistsprühenden Kreis aus früheren Tagen, den witzigen Voltaire, den liebenswürdigen Algarotti, den lebenslustigen de la Mettrie, den ehrlichen, ritterlichen Lord Marshall. Ihre Stelle nahm jetzt der schlaue Lucchesini, der höfische Graf Görtz, der alte, kleine, dicke Oberstallmeister Schwerin ein, über den sich der König oft lustig machte. Zuweilen erschien noch der bekannte

Minister von Herzberg und der Ingenieur-Oberst Graf Pinto, ein tüchtiger Offizier und Mathematiker, der Schwager Luchesini's und wie dieser ein geborener Italiener. Die Unterhaltung war zwar meist belebt, aber nach dem, was ich von Anderen gehört, nur ein schwacher Nachhall jener berühmten Tafelrunde zu Sanssouci, deren Angedenken in den Blättern der Geschichte lebt.

Nach Tische schlief er eine kurze Weile, dann trank er einige Tassen sehr starken Kaffee, worauf er sich bei gutem Wetter auf die Terrasse in die Sonne setzte. Oft belauschte ich ihn hier, wie er den untergehenden Feuerball mit seinen Blicken verfolgte, bis er am fernen Horizonte verschwand. Mit gefalteten Händen, den Kopf auf die Krücke gestützt, starrte er der scheidenden Sonne nach, angestrahlt von der rothen Glut, die ihn wie mit einer Glorie umgab.

Rings umher herrschte tiefes, feierliches Schweigen. Es war ein ergreifendes Schauspiel, wenn der Held des Jahrhunderts in Gedanken versunken beim Anblicke der untergehenden Sonne an seinen nahen Tod erinnert wurde. „Bald werde ich ihr näher kommen!“ flüsterte er sehnsuchtsvoll und voll Hoffnung, droben das große Räthsel des Daseins gelöst zu finden.

War das Wetter schlecht oder rauh, so las er

wieder, oder amüsirte sich mit Betrachtung seiner Juwelen, für die er eine fast kindische Vorliebe zeigte. Er besaß deren für mehrere Millionen und wurde nicht müde, sie immer wieder anzusehn und umfassen zu lassen. Oft überraschte ich ihn, umgeben von seinen Rubinen, Saphiren, Smaragden und anderen Edelsteinen, die vor ihm auf einem eingelegten Tischchen ausgebreitet lagen. Dabei war sein Geschmack so seltsam und wunderlich, daß er der Natur noch nachzuhelfen suchte. So genügte ihm die einfache Schönheit und der Glanz der Brillanten nicht, da er durch untergelegte Folien von allen möglichen Farben ihnen noch ein besonderes Feuer zu geben suchte. An seinen Fingern bemerkte ich dagegen selten oder nie einen jener kostbaren Steine, außer einem großen schlesischen Chrysopras, gleichsam ein Symbol seiner unsterblichen Eroberung.

Ebenso reichhaltig und kostbar war seine Sammlung von Schnupftabaksdosen, deren er sich in der letzten Zeit nur selten bediente, da er gewohnt war, seinen Vorrath in den Westentaschen zu tragen. Er besaß eine ganze Auswahl der theuersten Tabatièren, darunter vier große aus schlesischem Achat, und unzählige von Gold, mit Brillanten und anderen Edelsteinen besetzt; sie waren stets gefüllt und lagen un-

verschlossen herum. Obgleich ich nichts weniger als ein Liebhaber des beizenden Spaniols war, den der König vorzugsweise gebrauchte, so ließ ich mich doch aus purer Kinderei eines Tages verleiten, eine Prise heimlich aus einer der offenen Dosen zu nehmen, während der König grade in seinem Zimmer war. Ich glaubte, daß er mich unmöglich bemerkt haben konnte, da er an seinem Schreibtische mit mir zugewandtem Rücken eine Depesche las. Zum Unglück hing ein Spiegel ihm gegenüber, so daß er mich genau beobachtete. Plötzlich hörte ich ihn hinter mir; ich erschrak so sehr, daß mir das aufsteigende Niesen verging und ich eine überaus komische Fratze schnitt. Der König mußte selbst darüber lachen und der mir zugedachte „Schlingel!“ sammt obligater Strafpredigt blieb ihm in der Kehle stecken.

„Was macht Er da?“ fragte er, nur mit Mühe sein Lachen verbeißend.

„Ihre Majestät!“ stotterte ich, immer noch mit dem Kitzel in meiner Nase kämpfend, „ich habe nur einmal versuchen wollen —“

„Laß' Er das künftig bleiben. Meine Dosen sind für zwei Schnupfer zu klein. Behalt' Er sie und schnupfe Er von nun an allein daraus. Ich mag sie nicht mehr, nachdem Er Seine Finger d'rin gehabt.“

Da ich zögerte, die theuere Tabatière anzunehmen, so drückte er sie mir selbst in die Hand.

„Nehm' Er nur; doch das bitte ich mir aus, daß Er sich nicht an meinem Spaniol vergreift, sonst sind wir am Letzten gute Freunde gewesen. Wenn Er meinem Rathe folgen will, so verkaufe Er die Dose. Wenn Er nur die Hälfte von dem bekommt, was sie mich gekostet hat, so kann Er damit zufrieden sein."

Aber nicht immer war der König so gnädig gegen seine Umgebung. Es gab Tage und Stunden, wo wir Alle schwer von seinen Launen zu leiden hatten. Mit dem zunehmenden Alter wuchs sein Mißtrauen und seine Menschenfeindlichkeit. In solcher Stimmung that er eines Tages jenen bekannten Ausspruch: „Ich bin es müde, über ein Volk von Sklaven zu herrschen." Allerdings blieben seine Unterthanen weit hinter seinen Erwartungen zurück und entsprachen wenig oder gar nicht seinem Ideale. Sein Genie eilte ihnen voran und träumte von einem philosophischen Staate, von einem besseren Geschlecht, das seine großartigen Pläne begreifen und einst verwirklichen sollte. Besonders war er auf die Berliner nicht gut zu sprechen, von deren Charakter er eine ziemlich schlechte Meinung hatte. Er warf ihnen Leichtsinn, Mangel an Gründlichkeit und Ausdauer, so wie Verweichlichung vor.

Noch erinnere ich mich, wie ihm einst einer seiner Gesellschafter ein Lobgedicht auf ihn selbst in französischen Versen vorlas, worin hauptsächlich von der Liebe der Berliner zu ihm die Rede war. Plötzlich unterbrach er den Vorleser, richtete sich wie dieser empor, und seine pathetischen Geberden und Stimme parodirend, deklamirte er ironisch:

„Croyez moi, les humains, que j'ai trop su connaitre
Merite peu, Monsieur, qu'on daigne être leur maitre."

(„Die Menschen, glauben Sie, ich kenne sie genau,
Verdienen nicht, daß man ihr Herrscher ist.")

Auch mit seiner Familie und nächsten Verwandten war Friedrich der Große mehr oder minder zerfallen. Von seiner würdigen Gemahlin, mit der er sich nur auf den Wunsch seines Vaters vermählt, lebte er seit seiner Thronbesteigung vollständig getrennt, obgleich er ihr äußerlich stets mit der größten Ehrfurcht begegnete und noch in seinem Testamente ihr das glänzendste Lob ertheilte. Sie wohnte in Schönhausen mit ihrem Hofstaate, wo sie sich mit Uebersetzung frommer Erbauungsschriften aus dem Französischen beschäftigte, welche sie ihm regelmäßig zuschickte und die er eben so regelmäßig ungelesen bei Seite legte. Nach Sanssouci durfte sie eben so wenig, wie die anderen Frauen seiner Familie kommen. Dagegen ließ

er es ihr an Nichts fehlen, er überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten und Geschenken, er gab ihr Alles, nur nicht seine — Liebe.

Auch seine noch lebenden Geschwister sah er nur selten, höchstens bei besonderen Feierlichkeiten und Hoffesten; am innigsten hing er noch an seiner Schwester, der Prinzessin Amalie, die er von Zeit zu Zeit in Berlin besuchte. Sie war einst eine blendende Erscheinung gewesen, für die selbst Voltaire schwärmte. In ihrer Jugend hatte sie ein Verhältniß mit dem bekannten Major von Trenk gehabt, der seine abenteuerliche Liebe mit langer Gefangenschaft büßen mußte. Als ich sie sah, war sie eine alte Frau, ohne eine Spur ihrer einst glänzenden Schönheit. Ihr Kopf zitterte, die Füße konnten nur mit Mühe den abgemagerten Körper noch tragen, Arme und Hände waren die eines Skeletes. Das Reden fiel ihr schwer, kaum daß sie sich verständlich machen konnte, ihre Stimme hatte einen dumpfen Grabeston. Nichtsdestoweniger hatte sie den scharfen, sarkastischen Geist ihres großen Bruders bewahrt, mit dem sie viele Aehnlichkeit hatte. Wegen ihres beißenden Witzes war sie mehr gefürchtet, als geliebt; man ging sogar so weit, sie für eine Spionin des Königs zu halten.

Eine entschiedene, bis zur Abneigung sich steigernde

Unzufriedenheit zeigte der König mit seinem Neffen, dem zukünftigen Thronfolger. Der Prinz von Preußen hatte unter den Augen seines Oheims eine strenge, soldatische Erziehung erhalten, die auch anfänglich gute Früchte trug, so daß Friedrich der Große bei mehreren Gelegenheiten ihm seine Anerkennung nicht versagen konnte. Während des bairischen Erbfolgekriegs und später bei einer diplomatischen Mission nach Petersburg hatte er sowohl Beweise seiner Tapferkeit, wie seines politischen Verstandes gegeben. Der König war damals mit seinem Benehmen ganz einverstanden, so daß er nach seiner Heimkehr ihm öffentlich das Lob ertheilte: „Ich habe ihn nun im Kriege und im Frieden geprüft und er hat sich überall bewährt".

Trotzdem war allmälig eine Erkaltung zwischen ihnen eingetreten, die mit jedem Tage wuchs. Die Schuld lag auf beiden Seiten, indem Friedrich der Große seinen Neffen in einer gewissen Unmündigkeit und Abhängigkeit zu erhalten suchte, während dieser sich nur zu sehr den Zerstreuungen und Vergnügungen seines Alters überließ, wobei er weder mit der nöthigen Vorsicht, noch Wahl in seinem Umgange verfuhr. Der König, der selbst in seiner Jugend von seinem Vater äußerst knapp und eingeschränkt gehalten wurde, befolgte dasselbe System seinem Neffen gegenüber.

Er hatte ihm eine so unbedeutende Summe zu seinem Unterhalte ausgesetzt, daß er unmöglich auskommen konnte und sich daher genöthigt sah, Schulden zu machen, worüber der strenge Oheim, wenn er es erfuhr, äußerst ungehalten war. Es fehlte dem Prinzen oft an dem Nöthigsten, so daß zuweilen der Fall eintrat, daß er seine Wäscherin nicht einmal bezahlen konnte. Allerdings verschwendete er oft große Summen in Gesellschaft seiner weiblichen und männlichen Freunde, unter denen die spätere Gräfin Lichtenau eine hervorragende Rolle spielte. Alle diese Umstände wurden dem Könige von gefälligen Zwischenträgern mit den gehörigen Ausschmückungen und Uebertreibungen hinterbracht, wodurch seine unvortheilhafte Meinung nur vergrößert wurde. Nach und nach sah sich der Thronfolger von einem Heere von bezahlten Spionen umgeben, die jeden seiner Schritte belauschten und hinterbrachten. Zuletzt blieb ihm nichts übrig, als diese Spione seines Onkels ebenfalls zu bestechen und für sich zu gewinnen. Je älter er wurde, desto mehr begann er sich zu fühlen und das Drückende seiner Lage zu empfinden, desto mehr entfremdete er sich dem Könige, der eine so schlechte Meinung von ihm bekommen hatte. Während meines ganzen Aufenthaltes in Sanssouci wurde der Kronprinz nur ein einziges

Mal zur königlichen Tafel eingeladen, und auch hier konnte ich bemerken, daß er sich keineswegs eines besonders freundlichen Empfanges zu erfreuen hatte.

Weit zärtlicher war dagegen der König gegen den Sohn seines Thronfolgers, den nachmaligen Friedrich Wilhelm den Dritten, der damals wie ich, ein angehender Jüngling war und allgemein durch sein bescheidenes, fast schüchternes Auftreten gefiel. Je unzufriedener Friedrich der Große mit seinem Neffen war und je geringere Hoffnungen er von seiner künftigen Regierung hegte, desto mehr beschäftigte er sich mit dem Sohne desselben und dessen sorgfältiger Erziehung, gleichsam als wollte er seinem Lande einen Ersatz bieten. Stundenlang durfte der Großneffe in seinem Cabinete zubringen, wo ich Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen, da er sich an mich bei dem geringen Unterschiede unseres Lebensalters leicht anschloß. Während der König arbeitete, unterhielten wir uns leise flüsternd, wobei ich den gesunden Menschenverstand und vor Allem die ehrenhaften Gesinnungen des Prinzen schätzen lernte. Trotz seiner Zuneigung für ihn wurde auch der Großneffe von seinem fürstlichen Oheim im Geldpunkte nicht verzogen. Wie er mir einmal im Vertrauen gestand, belief sich sein ganzes damaliges Taschengeld monatlich

auf zwei Friedrichsd'or, die er auf den Rath des sparsamen Monarchen in Silbergeld umwechseln sollte, damit er sähe, welch' einen großen Haufen das ausmache.

Um so freigebiger war der König mit seinen Instructionen für den Hofmeister des Prinzen, die sehr ausführlich lauteten und die ich der Curiosität wegen hier mittheilen will. „Es genügt nicht", heißt es in denselben, „daß der Prinz die Geschichte wie ein Papagei herplappern lernt, der große Gewinn, den man von den Begebenheiten der alten Zeit hat, ist, sie mit denen der neueren zu vergleichen, die Ursachen zu enthüllen, welche Revolutionen veranlaßten, und zu zeigen, daß gewöhnlich die Tugend belohnt und das Laster bestraft wird.

Später kann man ihm einen kleinen Cursus der Logik machen lassen, doch entkleidet von aller Pedanterie; dann lasse man ihm die Redner Cicero und Demosthenes und einige Trauerspiele Racine's lesen. Ist er einige Jahre älter geworden, so kann man ihm einen Abriß der Meinungen der Philosophen und der verschiedenen Religionen geben, ohne in ihm jedoch Haß gegen irgend eine zu erwecken, indem man ihm zeigt, daß sie alle Gott nur in verschiedener Weise verehren. Es ist nicht nothwendig, daß er für den Geistlichen,

der ihn unterrichtet, zu viel Verehrung habe, und er muß die Sachen nicht eher glauben, bevor er nicht selbst Alles genau geprüft hat. Die Hauptaufgabe wird es sein, ihm Alles mit Lust beizubringen, alle Pedanterie zu verbannen und anfänglich die Dosis nicht zu groß einzurichten. Wir kommen nun zu der größten und wesentlichsten Partie der Erziehung, zu der Sittenlehre. Weder Ihr, noch alle Mächte der Welt vermögen den Charakter eines Kindes zu ändern. Alles, was die Erziehung vermag, beschränkt sich darauf: die Heftigkeit der Leidenschaften zu mäßigen. Behandelt meinen Neffen wie den Sohn eines Privatmannes, der sein Glück machen soll, sagt ihm, daß er, wenn er Thorheiten begeht und nichts lernen will, von der ganzen Welt verachtet werden wird. Man muß ihm keinen Wind in den Kopf setzen, ihn ganz einfach erziehn. Er soll gegen alle Welt höflich sein und wenn er sich gegen irgend Jemand eine Grobheit erlaubt, soll es ihm sogleich zurückgegeben werden. Er soll lernen, daß alle Menschen gleich sind, daß die Geburt nur eine Chimäre ist, wenn sie nicht durch Verdienst unterstützt wird. Man lasse ihn mit Jedermann sprechen, damit er dreist wird. Sorgen Sie nur immer vorzugsweise dafür, daß er sich aus sich selbst bestimmt und sich nicht daran gewöhnt, sich von

Anderen leiten zu lassen. Seine Thorheiten sollen eben so gut wie seine guten Einfälle ihm allein angehören. Von großer Wichtigkeit ist es, ihm Gefallen am Soldatenstande beizubringen. Deshalb ist es nöthig, bei allen Gelegenheiten ihm zu sagen, daß jeder Mann von Geburt, der nicht Soldat ist, ein elender Wicht sei. Vor Allem muß ihm jedoch Anhänglichkeit an das Land eingeflößt werden; Niemand soll mit ihm anders als gut patriotisch sprechen.

Die Offiziere, welche bei ihm zu Tische sind, sollen ihn necken und herausfordern, damit er dreist wird. Er ist ein wenig schweigsam, weshalb es nothwendig ist, ihn zu wecken; Ihr müßt dafür sorgen, daß er so lustig als immer möglich wird. Wenn Ihr ihn näher kennen lernt, so müßt Ihr zu erfahren suchen, welche Leidenschaft er hat. Behüte uns Gott davor, daß wir sie ausrotten möchten, aber wir müssen uns bemühn, sie zu mäßigen.“

Dieser ausführliche Erziehungsplan für seinen Großneffen dürfte schon allein hinreichen, die Liebe des Königs für den Prinzen zu bezeugen, obgleich er es auch sonst an vielfachen Beweisen seiner Theilnahme nicht fehlen ließ. So oft er nach Sanssouci kam, prüfte er ihn selbst in den Wissenschaften, in denen er Unterricht erhielt, namentlich in Geschichte und Mathematik, auf die er einen ganz besondern Werth legte.

Zufällig war ich bei einem solchen Examen zugegen, das so leicht nicht aus meiner Erinnerung schwinden wird. Der König saß auf seiner Bank, vor ihm stand der Prinz; ich selbst blieb ehrfurchtsvoll im Hintergrunde, doch so nahe, daß ich jedes Wort belauschen konnte. Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt; der fürstliche Lehrer zog die Fabeln Lafontaine's aus der Tasche, von denen der Zögling eine übersetzte. Grade war es eine von denen, die er bei seinem Hofmeister bereits gelesen und eingeübt, weshalb sie ihm sehr geläufig war. Mit der Wahrheitsliebe, die ihm eigen war, gestand er dem Könige diesen Zufall, als der ihn wegen seiner Fertigkeit lobte. Da sah ich, wie sein ernstes Angesicht sich erheiterte und er dem Prinzen sanft die Wangen streichelte. „So ist's recht, lieber Fritz!" fügte er mit entzückender Freundlichkeit hinzu, nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sei stets mehr, als Du scheinst."

Es war ein feierlicher Augenblick, der einen tiefen, bleibenden Eindruck für das ganze Leben hinterlassen mußte; ein wahrhaft erschütterndes Bild. Hier der greise König mit den eingefallenen Zügen und der gebrechlichen Gestalt, dort das blühende Fürstenkind mit den rosigen Wangen und den hellen, treuherzigen

Augen; hier ein thatenreiches Leben, dem Ende nah, dort ein hoffnungsvolles Dasein an der Schwelle einer bedeutenden Laufbahn. Vergangenheit und Zukunft, Grab und Thron berührten sich in diesem großen, weltgeschichtlichen Moment.

Der König hielt, in Gedanken versunken, die Hand seines einstigen Nachfolgers, vor seinem inneren Auge zogen vielleicht die Geschicke Preußens, die Geschicke einer Welt vorüber, die sich seinem Seherblick in der Nähe des Todes erschlossen.

„Nun Fritz!“ sagte er nach einer feierlichen Pause, werde was Tüchtiges par Excellence! Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carrière und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's Pêle Mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe und leider nähren sie die regierenden Herrn, vorzüglich in Frankreich, statt zu calmiren und exstirpiren. Die Massen fangen schon an, von Unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los. Ich fürchte, Du wirst' mal einen schweren, bösen Stand haben. Habilitire, rüste Dich; sei firm; denk' an mich. Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine!“

Seine anfänglich zitternde Stimme war im Ver-

laufe seiner Rede immer fester und kräftiger geworden. Die gebrechliche Gestalt hob sich von der Bank empor und schien zu wachsen, die blauen Adleraugen strahlten wie vor Jahren und schossen ihre hellen Blitze; ein Abglanz seiner glorreichen Jugend umschwebte noch einmal die jetzt gefurchte Stirn wie mit einer unsterblichen Glorie. Vor mir stand wie durch einen Zauberschlag der jugendliche Held, der einer Welt in Waffen sieben Jahre widerstanden, der größte Monarch Europa's, der Genius des achtzehnten Jahrhunderts.

Im Gefühle seiner wieder auflebenden Jugendkraft war er aufgestanden und bis zu dem Ausgange von Sanssouci gelangt, wo noch heut der bekannte Obelisk sich erhebt.

„Sieh' ihn an!“ sprach er zu dem Prinzen gewendet, auf die spitze Säule mit seinem Stocke deutend. „Schlank, aufstrebend und hoch, und doch fest im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu Dir: Ma force est ma droiture (meine Stärke ist mein Recht). Der Culminationspunkt, die höchste Spitze, überschaut und krönt das Ganze, aber trägt nicht, sondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es

Dich liebe und Dir vertraue; darin allein nur kannst Du stark und glücklich sein."

Mit festem Blicke maß er darauf den Prinzen von der Fußsohle bis zum Scheitel, als wollte er sich seines Werthes versichern. Erst dann, als die Prüfung zu seiner Befriedigung ausgefallen, reichte er ihm die Hand und küßte ihn mit einer Zärtlichkeit, die ich sonst nie an ihm bemerkt, weshalb sie mir um so werthvoller vorkommen mußte.

„Vergiß die Stunde nicht!" rief er ihm zu, indem er ihn entließ.

Kurze Zeit noch blieb er vor der Pyramide in Gedanken stehn; dann wandte er sich nach mir um.

„Komm' Er", sagte er mir, und merke auch Er sich, was ich da meinem Neffen gesagt habe. Wenn ich nicht mehr bin und Ihm zu befehlen habe, so diene Er ehrlich und treu Seinem künftigen Könige, vor Allem aber dem Vaterlande, das, wie ich fürchte, einer schweren Zeit entgegengeht."

Ohne meine Antwort abzuwarten, hüllte er sich in den blauen Mantel, als ob ihn ein plötzlicher Schauder anwandelte.

Schweigend folgte ich dem Könige, der jetzt wieder nur ein alter mürrischer Greis in meinen Augen geworden war.

VI.

Ein Rendezvous.

Im Ganzen war mein Leben in Sanssouci über alle Beschreibung einsam und einförmig, von dem einst so glänzenden Hofe war jetzt keine Spur mehr zu finden, von Festen und Vergnügen durchaus keine Rede mehr. Nur selten ließ sich ein fürstlicher Besuch sehn und auch dieser verweilte meist nur kurze Zeit, da die zunehmende Kränklichkeit des Königs Allen einen Zwang auflegte. Unter den Fremden, die sich durch ihre Stellung und ihren Geist auszeichneten, lernte ich den später so berühmt gewordenen Grafen Mirabeau aus Paris kennen. Anscheinend als ein einfach Reisender war er nach Berlin gekommen, um die Politik des Königs und die Lage Preußens an der Quelle zu studiren. Ich wartete grade im

Vorzimmer auf, als er sich Friedrich dem Großen zum ersten Male vorstellen wollte, so daß ich die Gelegenheit hatte, den merkwürdigen Mann in der Nähe zu betrachten. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Außerordentliches, das unwillkürlich frappirte. In der größten Gesellschaft und unter tausend anderen Männern hätte er bemerkt werden müssen. Seine breite, kräftige Gestalt und sein von Pockennarben zerrissenes Gesicht prägten sich auch mir so tief ein, daß sein Bild noch immer lebendig mir vor Augen steht. Er hatte dunkele, lebhafte Augen und überaus starke, schwarze Augenbrauen, trotzdem lag in seinen Blicken etwas Weiches, Verführerisches, wodurch sich seine große Gewalt über die Frauen, die für ihn schwärmten, wohl erklären ließ. Wenn er finster sah, glich seine bewölkte Stirn einem nächtigen Gewitterhimmel, aus dem die rollenden Augen vernichtende Blitze schossen; sein Zorn mußte schrecklich erhaben sein. Sein ganzes Wesen verrieth eine Art von elementarer Naturkraft, wie das Meer, in der Ruhe und im Sturme gleich groß und gewaltig ist. Er erschien in fast zu einfacher Courkleidung mit einer starken Hinneigung zu der damaligen englischen oder vielmehr amerikanischen Mode, ohne Gold, Silber, noch Stickerei. Sein krauses Haar war leicht gepudert, in einen Haarbeutel hinten zu-

sammengefaßt; an den Füßen trug er Strümpfe und Schuhe mit großen silbernen Schnallen. In seiner Haltung verrieth sich eine fortwährende Thätigkeit, eine fast verzehrende Unruhe; wie ein gefangener Löwe schritt er mit großen Schritten auf und nieder, da ihm das Antichambriren lästig fiel. Nachdem er mit seiner Lorgnette mich, so wie alle Gegenstände im Vorzimmer prüfend betrachtet hatte, richtete er einige gleichgiltige Fragen an mich, die ich, wie es schien, zu seiner Zufriedenheit ihm beantwortete. Besonders beschäftigte ihn der Gesundheitszustand des Königs, nach dem er sich wiederholt bei mir erkundigte.

„Schläft er gut?“ fragte er mich eifrig.

„Leider nur wenige Stunden in der Nacht.“

„Und am Tage?“

„Kaum einige Minuten.“

„Er hustet wohl viel?“

„Es giebt Augenblicke, wo wir Alle fürchten, daß er ersticken müßte.“

„Aber er erholt sich immer wieder.“

„Wenn ihm nur der fatale Husten Ruhe läßt, so arbeitet er wieder, als wenn ihm gar nichts fehlte.“

„Sein Geist beherrscht den gebrechlichen Körper. Ich kenne das. Der menschliche Wille trotzt selbst dem Tode. Und doch fürchte ich, wird auch er bald

unterliegen müssen. Welch' ein Verlust für die Welt, für die ganze Menschheit! Tausend Dummköpfe leben, vegetiren und ein solches Genie muß sterben."

Mirabeau sprach diese Worte mehr für sich, als wenn ich gar nicht zugegen gewesen wäre. Plötzlich wendete er wieder seine dunkelen Augen auf mich.

„Ich interessire mich lebhaft für das Befinden des Königs. Wollen Sie mir einen Gefallen thun?"

„Wenn es in meiner Gewalt steht."

„Wollen Sie mir von Zeit zu Zeit Nachricht zukommen lassen, wie es mit dem König steht? Ich komme wöchentlich wenigstens einmal nach Sanssouci, um Erkundigungen deswegen einzuziehn."

„Der König sieht es nicht gern, wenn seine Diener und Pagen mit fremden Gesandten in Verbindung stehn."

„Ich bin kein Gesandter", lächelte Mirabeau. „Auch dürfen Sie auf meine Discretion rechnen. Hier ist meine Adresse! Wenn etwas Wichtiges vorfällt, so können Sie mir schreiben."

In diesem Momente ertönte die silberne Glocke, das Zeichen zur Audienz. Ich begleitete den Grafen bis zu der halbgeöffneten Flügelthür, an der ich mich, wie es mein Amt vorschrieb, aufstellte. Der König machte Mirabeau, wie ich auf meinem Posten be-

merken konnte, eine leichte Verbeugung, worauf der Graf ihn mit ehrfurchtsvollen Worten begrüßte und um die Erlaubniß bat, in Preußen vrrweilen zu dürfen.

„Ich kann nur erfreut sein“, entgegnete Friedrich, „daß ein Mann von so großem Talente sich in meinen Staaten wohl gefällt, obgleich Sie Vieles hier vermissen werden, was Ihnen Frankreich allein nur zu bieten im Stande ist.“

„Verhältnisse zwingen mich, mein Vaterland zu verlassen. Ich werde es aber in Preußen wiederfinden, das unter der Regierung Ihrer Majestät in jeder Beziehung den Vergleich mit Frankreich nicht zu scheuen braucht.“

„Ich weiß, daß Sie nicht gekommen sind mir Complimente zu machen. Sie sind ein zu scharfer Beobachter, um nicht die Wahrheit zu sehn. Frankreich mit seinen unerschöpflichen Hilfsquellen bleibt das erste Land der Welt. Glauben Sie mir, wenn ich König von Frankreich wäre, so dürfte ohne meine Erlaubniß kein Kanonenschuß in ganz Europa abgefeuert werden.“

„Sire! Warum sind Sie nicht König von Frankreich?“

„Weil mich die Vorsehung auf den preußischen Königsthron berufen hat, um meinem Volke die

gebührende Stellung in Europa anzuweisen, um das Werk meines Vorgängers, des großen Kurfürsten fortzusetzen, um Preußen zu einem Bollwerke der Gewissensfreiheit, der Toleranz und Humanität zu machen."

„Sire!" rief Mirabeau mit leuchtenden Augen. „Dies große Werk ist Ihnen gelungen. Sie haben Ihrem Volke Alles gegeben, was dazu gehört, um es groß und glücklich zu machen. Setzen Sie Ihrem Werke noch die Krone auf und lassen Sie auch noch die letzten Schranken fallen, heben Sie die Unterschiede auf, welche den Adel von dem Bürger trennt, lösen Sie die Fesseln des Bauern, der unter der Last der Erbunterthänigkeit noch schmachtet!"

„Gemach Herr Graf!" entgegnete der König. „Ihre Rathschläge kommen um fünfzig Jahre zu früh. In der Theorie stimme ich mit Ihnen vollkommen überein. Niemand kann mehr als ich von der Wahrheit des Satzes überzeugt sein, daß alle Menschen von Geburt gleich sind. In meinen Staaten gilt dasselbe Gesetz für Alle. Aber was Sie von mir fordern, ist im Augenblicke unmöglich, das hieße: die ganze Ordnung des Staates und der Gesellschaft auflösen, den Bürgerkrieg herbeiführen. Glauben Sie mir, der ich die Völker und die Menschen kenne; sie vertragen eben so wenig die ganze Wahrheit, wie die ganze Freiheit.

Ich fürchte, daß das Licht, welches Ihre Philosophen in Frankreich angezündet haben und an dessen blendendem Schein sich Euere vornehme Welt erfreut, noch einmal die ganze Welt in Brand stecken wird. Sie wissen, daß ich selbst kein Feind der Aufklärung und des Fortschrittes bin, aber Beide müssen auf dem festen Grunde des Rechts ruhn und nicht auf gewaltsame Weise herbeigeführt werden. Nur die Freiheit, welche sich unter dem Schutze des Gesetzes und der Ordnung entwickelt, kann dem Volke nützen und wird bestehn. Eine solche Freiheit im Wege der Reformen habe ich für mein Land stets im Auge gehabt, und was ich nicht ausführen konnte, werden meine Nachfolger vollenden.“

„Sire! Die großen Könige sind so selten wie die großen Dichter. Es vergehn Jahrhunderte, ehe Einer auf dem Thron erscheint.“

„Nur ein Beweis, daß die Vorsehung langsam, aber sicher die Menschheit ihrem Ziel entgegenführt. Was reifen soll, bedarf der Zeit. Die Natur übereilt sich nicht in ihren Werken; je vollkommener sie werden sollen, desto später erreichen sie dies Ziel. Von ihr müssen wir lernen uns in Geduld üben. Hätte der Kaiser von Oesterreich diesen Maximen gehuldigt, so wäre ihm mancher Verdruß, manch' schwerer Irrthum erspart worden.“

„Joseph der Zweite hat sich Ihre Majestät zum Vorbilde genommen, aber er ist minder glücklich als sein Original gewesen."

„Weil er zu viel auf ein Mal wollte. Man muß sich zu beschränken wissen."

„Und Ihre Majestät sorgen dafür, daß der Ehrgeiz Oesterreichs auch die nöthige Schranke findet. Der deutsche Fürstenbund ist der Schlußstein einer weisen Politik."

„Nur eine nothwendige Consequenz für Preußen. Ich durfte nicht ruhig zusehn, wie Oesterreich sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern sucht. Wenn das so fortgeht, so muß das deutsche Reich nach und nach sich vollständig auflösen."

„Sollte der Untergang dieser altersschwachen Ruine zu bedauern sein? Ihre Majestät haben selbst in Ihrer Jugend den kräftigsten Angriff auf das morsche Gebäude gemacht und zu seinem Zerfall mitbetgetragen."

„Weil sich damals dahinter die österreichischen Ansprüche versteckten, weil das deutsche Reich zu einem bloßen Schattenspiele herabgesunken war, dessen Fäden und Drähte sich in den Händen des Wiener Cabinetes befanden, das die alten Puppen nach seinem Willen tanzen ließ. Damals durchriß ich mit einem kühnen

Streich das ganze elende Gewebe. Es blieb mir nichts Anderes übrig."

„Und jetzt wollen Ihre Majestät die verjährten Formen wiederherstellen, den halb in Fäulniß übergegangenen Körper wieder zu beleben suchen?"

„Weil ich zu spät zu der Einsicht gelangt bin, daß Preußens Interessen mit denen Deutschlands Hand in Hand gehn. Soll ich ruhig zusehn, daß in dieser Ruine sich die fremden Raubthiere festsetzen, wie es schon zum Theil geschehn ist? War der Elsaß mit Straßburg nicht einst deutsches Land, ehe Ludwig der Vierzehnte es an sich riß? Ich zweifle nicht daran, daß ein anderer Ludwig in Frankreich nicht anstehen wird, diesem Beispiele zu folgen, wenn ihm nicht bei Zeiten ein Riegel vorgeschoben wird. Deshalb habe ich den Versuch gemacht, die deutschen Fürsten zu einem Bunde zu vereinigen, der mit Gottes Hilfe täglich fester werden soll."

„Und wird es Ihnen Deutschland danken?"

„In der Politik giebt es keinen Dank, das weiß ich wohl, nur Interessen. Zum Glück liegt der natürliche Schwerpunkt Deutschlands in Preußen; die kleineren Fürsten folgen nur der Nothwendigkeit, dem Gravitationsgesetz, wenn sie sich ihm anschließen. Wehe ihnen, wenn sie sich dagegen sträuben! Sie setzen ihre

eigene Existenz auf's Spiel, zumal zu einer Zeit der Revolution, die ich kommen sehe. Nur ein einiges Deutschland unter Preußens Schutz vermag dem drohenden Sturme zu widerstehn."

Im Verlaufe der Unterhaltung hatte der König mehrere jener Hustenanfälle, von denen er schwer gepeinigt wurde. Dieselben steigerten sich zuletzt bis zur Erstickung, so daß Mirabiau, selbst beängstigt, das Ende der Unterredung herbeisehnte und bereits Miene machte, sich zurückzuziehn. Der Kranke winkte ihm zu bleiben und nahm, nachdem er sich erholt hatte, den Faden wieder mit der ihm eigenen Frische des Geistes auf, die ihn selbst im Angesicht des Todes nicht verließ.

„Bleiben Sie, Graf Mirabeau!" rief er ihm zu. „Ich habe noch Manches mit Ihnen zu besprechen. Wie steht es in diesem Augenblicke mit der französischen Literatur?"

„Sie zehrt von der Erbschaft Voltaire's, der würdig war, der Freund Ihrer Majestät zu sein."

„Er war es", entgegnete Friedrich mit einem Seufzer, „so lange er es sein wollte. Auch das Genie hat seine Schwächen. Voltaire war groß genug, um nicht eitel sein zu dürfen, und doch besaß er eine Eitelkeit ohne Gränzen. Auch uns Deutschen thäte ein Voltaire Noth."

„Ihre Majestät besitzen einige Schriftsteller, auf die selbst Frankreich stolz sein dürfte. Um so mehr ist es zu bedauern, daß Sie nur der Cäsar Ihres Volkes und nicht auch zugleich der August desselben haben werden wollen.“

„Sie wissen nicht, was Sie sprechen“, erwiderte der König, indem er den Grafen mit seinen hellen Augen scharf anblitzte.

Mirabeau, den sonst Nichts so leicht aus der Fassung brachte, der später dem Grollen des Despotismus trotzte und mit seiner Donnerstimme schweigen hieß, stand betroffen wie ein Schulbube vor Friedrich dem Großen.

„Ich weiß, was Sie mir vorwerfen“, sagte dieser in einem milderen Tone. „Höre ich doch täglich und von allen Seiten wiederholen, daß ich die deutsche Literatur auf Kosten Ihrer französischen Landsleute zurücksetze und vernachlässige. Statt mich anzuklagen, sollte man mir Dank wissen. Grade dadurch, daß ich meine Leute machen ließ, mich nicht in ihre wissenschaftliche und schriftstellerische Angelegenheiten mischte. gar keinen Antheil daran zu nehmen schien, glaubte ich mehr gethan zu haben, als wenn ich eine Literatur hätte erzwingen wollen.“

Nach dieser Belehrung wurde der König von

Neuem und zwar diesmal so heftig von seinem Husten befallen, daß er sich gezwungen sah, der Audienz ein Ende zu machen. Im Vorzimmer wiederholte Mirabeau sein Gesuch und ich versprach ihm, zuweilen Nachrichten von dem Befinden des Königs zu geben.

„Welch' ein Mann!" sagte er im Fortgehn; aber doch ein König."

Ich hatte später noch einige Mal Gelegenheit, Mirabeau zu sehn und zu sprechen, da er sich noch einige Zeit in Berlin aufhielt und öfters nach Sanssouci kam. Je genauer ich ihn kennen lernte, desto mehr fühlte ich mich zu dem bedeutenden Mann hingezogen, der dazu berufen war, bald eine der wichtigsten Rollen in der Geschichte zu übernehmen und die Monarchie in ihren Grundfesten zu erschüttern. Wie oft wurde ich, wenn ich von ihm las, an jene Unterredung mit Friedrich dem Großen erinnert.

Eines Tages erschien auch endlich Graf Gugumos in Sanssouci, wie er mir versprochen hatte. Er ließ mich seine Anwesenheit wissen und mich ersuchen, ihn hinter dem Schlosse in der Nähe der historischen Windmühle zu erwarten, wo ich ihn auch sogleich fand. Nachdem er mir zu meiner jetzigen Stellung Glück gewünscht, richtete er eine Reihe von Fragen an mich, die ich ihm auch ohne jeden Argwohn beantwortete.

Er erkundigte sich eben so wie Mirabeau mit anscheinender Theilnahme nach dem Gesundheitszustande des Königs, außerdem verlangte er eine genaue Auskunft über seinen Umgang; die verschiedenen Personen, welche in der letzten Zeit bei ihm Zutritt hatten, über seine Arbeiten und selbst einzelne Aeußerungen. Ich bemerkte dabei, wie er seine Brieftasche herauszog und sich verschiedene Notizen machte.

„Ich bin mit Dir zufrieden", sagte er, mir freundlich die Wangen streichelnd. „Wenn Du so fortfährst, wirst Du Deine Carrière machen. Achte auf Alles, was in Sanssouci vorgeht, und verschweige mir nichts. Ich werde Dich Deiner Beschützerin angelegentlich empfehlen."

„Und darf ich noch immer nicht wissen, wer die Dame ist?"

„Du sollst es bald und zwar aus Ihrem eigenen Munde erfahren. Ich habe den Auftrag, Dich zu ihr zu bringen."

„Das wird schwer gehn, da ich mich ohne besondere Erlaubniß des Hofmarschalls nicht aus dem Schlosse und von Sanssouci entfernen darf."

„Du brauchst ihm nichts zu sagen und dann ist es auch nicht nöthig, daß Du darum nach Berlin kommst. Sie wird Dich selbst hier aufsuchen."

„Ich werde sie also sehn und ihr danken dürfen! rief ich entzückt über diese Aussicht. „O! wie oft habe ich diesen Augenblick herbeigesehnt.“

„Es wird sie freun, wenn sie von mir erfährt, wie groß Deine Anhänglichkeit ist. Du wirst gut thun, es ihr selbst zu sagen und in allen Dingen ihre Wünsche zu erfüllen.“

„Ich werde mit Freuden mein Leben ihr opfern.“

„Das ist nicht nöthig. Sie wird sich mit einem kleineren Opfer begnügen, mit einer unbedeutenden Gefälligkeit, die sie vielleicht von Dir fordern wird.“

Natürlich wiederholte ich mit der ganzen Ueberschwänglichkeit der Jugend mein früheres Versprechen, ohne die möglichen Folgen für mich dabei zu bedenken. Das Gefühl für meine Wohlthäterin war mehr als bloße Dankbarkeit; es gränzte beinahe an leidenschaftliche Liebe. Graf Gugumos, der mich genau beobachtete, lächelte über meinen Eifer, den er wo möglich noch durch seine Worte zu erhöhn suchte. Ohne mich zu besinnen, willigte ich in ein Rendezvous, das ich in einigen Tagen schon mit der mir noch immer unbekannten Dame zur bestimmten Stunde haben sollte. Als Ort wurde mir von ihm ein kleines Haus bezeichnet, worin ein Herr Riez, der Kammerdiener des Kronprinzen, der sich damals in Potsdam aufhielt,

für gewöhnlich wohnte. Noch einmal schärfte der Graf mir die größte Vorsicht und Verschwiegenheit ein, worauf er sich eben so heimlich, wie er gekommen war, wieder entfernte.

Wunderbarer Weise empfand ich sogleich nach seinem Verschwinden ein unheimliches Gefühl, als ob ich ein großes Unrecht begangen hätte, obgleich ich mir doch eigentlich keinen Vorwurf zu machen hatte. Das geheimnißvolle Wesen des Grafen, seine lauernden Fragen, sein spionirendes Wesen erfüllten mich mit einem unbeschreiblichen Mißtrauen und doch war ich zu schwach, mich seiner Gewalt zu entziehn. Er beherrschte mich vollkommen und ich hätte nicht gewagt, ihm den Gehorsam zu versagen, obgleich mich eine innere Stimme vor ihm und jeder ferneren Verbindung mit ihm warnte. Dennoch vermochte ich nicht der Verlockung zu widerstehn und mit Ungeduld erwartete ich die Stunde, wo ich meine interessante Beschützerin wiedersehn sollte.

An dem bestimmten Tage begab ich mich nach dem bezeichneten Hause, welches ganz in der Nähe von Sanssouci lag. Ein großer, starker Mann, der, wie ich hörte, der einflußreiche Kammerdiener des Kronprinzen, Herr Riez, war, empfing mich mit einer Mischung von plumper Vertraulichkeit und anmaßlichem

Lakaienstolz. Er war der Sohn eines Hofgärtners in Potsdam und wurde zuerst der Bediente, später der Günstling des Kronprinzen, dessen jähzornige Launen er geduldig zu ertragen wußte. Auf Befehl Friedrich's des Großen hatte er die frühere Geliebte seines Herrn geheirathet, wodurch er sich eine glänzende Zukunft sicherte. Für die allgemeine Verachtung entschädigte er sich durch Befriedigung seines Hochmuths, Sammlung eines bedeutenden Vermögens und sinnliche Genüsse aller Art. Er war eine Art von Leporello seines fürstlichen Gebieters, aber ohne den Humor und den Witz des liebenswürdigen Schurken.

Herr Riez führte mich selbst in ein nach Hinten hinaus gelegenes Cabinet; hier hieß er mich einige Minuten warten, worauf er sich entfernte. Das reizende Stübchen war allerdings zum Rendezvous wie geschaffen; so traulich und verschwiegen, wie man es nur zu einer Schäferstunde sich wünschen kann. Schwere Vorhänge von gelber Seide hielten Licht und Geräusch von Außen ab; außerdem waren noch vor den Fenstern dichte Läden angebracht. Schwellende Sessel und Causeusen luden zur behaglichen Ruhe ein; in der Mitte stand ein sauber gedecktes Tischchen, mit zwei Couverts, mehreren Weinflaschen und geschliffenen Krystallgläsern bedeckt. Eine bunte Alabasterampel

goß über das Ganze ihr rosiges, gedämpftes Licht aus. Man konnte sich nichts Verlockenderes und Freundlicheres denken, als das kleine Cabinet, worin ich jetzt meine Beschützerin erwartete. Eine eigenthümliche Atmosphäre von Genuß und Lebenslust umschwebte die ganze coquette Einrichtung. Unwillkürlich stiegen auch in meiner noch unschuldigen Seele Gedanken und Empfindungen auf, für die ich damals keinen Namen fand, die aber mein jugendliches Blut und meine Phantasie erhitzten.

Das leise Rauschen eines Frauenkleides weckte mich aus meinen gefährlichen Träumen. Als ich aufblickte, sah ich meine schöne Unbekannte, die mich mit ihrem verführerischen Lächeln begrüßte. Ich wußte nicht, warum ich plötzlich über und über roth wurde. Meine Wangen glühten und mein Herz schlug so laut, daß ich es pochen hörte. Ich war kaum im Stande, ihren Gruß stammelnd zu erwidern.

„Nun“, fragte sie mich mit ihrer bezaubernden Stimme, „habe ich Ihnen mein Wort gehalten?“

„Mehr als das“, antwortete ich begeistert und entzückt; „Sie haben mich zum glücklichsten Menschen auf der Welt gemacht.“

„Vorläufig“, entgegnete sie lächelnd, „stehen Sie nur noch an der Schwelle jener glänzenden Laufbahn, die ich Ihnen zugedacht habe.“

„Womit verdiene ich mir solche Huld?"

„Ich werde Ihnen bald Gelegenheit geben, Ihre Dankbarkeit zu bethätigen. Doch das Alles können wir weit besser beim Essen besprechen. Ich gestehe, daß der weite Weg mich hungrig gemacht hat, und auch Sie werden Appetit haben. Kommen Sie und setzen Sie sich hier an meine Seite."

Mir schwindelte bei der mir zugedachten Ehre und es bedurfte der wiederholten Aufforderung, ehe ich es wagte, neben der schönen Frau meinen Platz einzunehmen. Vollends verlor ich den Rest meiner Besinnung, als sie die langen dänischen Handschuhe von ihren wunderbaren weißen Armen abstreifte und die Weinflasche ergriff, um mein Glas vollzuschenken, worauf sie es nippend an ihre schwellenden Lippen führte, so es mir kredenzend. Auf einen Zug stürzte ich den Wein hinunter, wobei instinktmäßig mein glühender Mund dieselbe Stelle suchte, woran der ihrige zuvor geruht. — Auf ein Zeichen mit der Glocke erschien eine allerliebste Zofe mit den ausgesuchtesten Speisen, die sie uns servirte. Sie nöthigte mich mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit zum Essen und zum Trinken; allmälig legte ich auch meine bisherige Schüchternheit ab, indem ich es mir schwecken ließ und besonders der Flasche fleißig zusprach. Bei Tische trug sie die Kosten

der Unterhaltung anfänglich fast ganz allein, da mein Appetit und meine Blödigkeit mich nicht den Mund aufthun ließen. Man denke sich auch nur in die Situation eines schüchternen, unerfahrenen Jungen gegenüber einer der verführerischesten Frauen jener Zeit. Sie verstand es jedoch nach und nach mich gesprächiger zu machen, bis der Wein mir vollends die Zunge lößte und ich kein Geheimniß kannte, daß ich ihr nicht ohne Bedenken anvertraut hätte. Sie wußte ihre Fragen aber auch so geschickt einzurichten, daß ich auch nicht die geringste Ahnung von meiner Indiscretion hatte. Bald entlockte sie mir, was sie nur einigermaßen interessiren konnte; ich verschwieg ihr nichts und, einmal im Zuge, verrieth ich ihr Alles, was ich selbst von den Vorgängen in Sanssouci theils aus dem Munde des Königs selbst, theils von seiner Umgebung erfahren hatte. —

Als ich erst ganz sicher von ihr gemacht war, fand sie es auch gar nicht mehr nöthig, mir ihre eigentlichen Wünsche und Absichten zu verhehlen, welche auf nichts Geringeres, als auf einen vollständigen Verrath gegen den König hinausliefen. Sie verlangte von mir gradezu, ihr die Abschrift gewisser Briefe und Depeschen, die sie mir genauer bezeichnete, aus dem Cabinete, zu dem ich täglich Zutritt hatte, zu verschaffen. Trotzdem

der genossene Wein seine Wirkung nicht verfehlt und mein Bewußtsein einigermaßen getrübt war, erschrak ich doch vor einer solchen Zumuthung, mein Gewissen sträubte sich und ich weigerte mich entschieden, der Sirene zu folgen. Sie dagegen wurde immer dringender und überhäufte mich mit Bitten und Versprechungen, deren ich kaum zu widerstehn vermochte. Sie verschmähte es selbst nicht von ihren Reizen einen gefährlichen Gebrauch zu machen, indem sie mich mit ihren weichen Armen sanft an ihren üppigen Busen zog und einen glühenden Kuß auf meine lechzenden Lippen drückte, der alle meine Sinne in Aufruhr brachte. Noch schwankte ich, ihr Verlangen zu erfüllen, als sie aus ihrer Brust ein zusammengefaltetes Schreiben zog, das sie mir überreichte.

„Lesen Sie“, sagte sie, „diesen Brief und Sie werden sich gewiß nicht länger weigern.“

Es waren einige Zeilen von der Hand meines Vaters, worin derselbe mir befahl, meiner Beschützerin in allen Dingen unbedingt zu gehorchen. Es war seit langer Zeit wieder das erste Mal, daß er an mich schrieb, da er sich seit meinem Abschied von mir so gut wie gar nicht um mich gekümmert hatte.

„Sie sehen“, fügte meine räthselhafte Beschützerin hinzu, „daß Ihr Vater vollkommen mir vertraut, da

er überzeugt ist, daß ich nur Ihr Bestes will. Wenn Sie meine Wünsche erfüllen, so werde ich auch dafür sorgen, daß jene Erbschaft Ihres Oheims, welche Ihnen unrechtmäßiger Weise entzogen wurde, wieder in Ihre Hände fällt."

„Woher wissen Sie?" fragte ich erstaunt.

„Ich bin von Allem unterrichtet. Ich allein vermag Ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen und ich will mich feierlich dazu verbinden, Ihnen das entrissene Majorat einst zurückzuverschaffen, wenn Sie mir den verlangten Gegendienst leisten. Ihr Vater ist vollkommen einverstanden und billigt im Voraus Ihr Benehmen."

„Wie? mein Vater sollte von mir eine solche Handlung verlangen?"

„Ich bin nicht da, um mit Ihnen über Moral zu streiten. Sie sind noch zu jung, um die verwickelten Verhältnisse, um die es sich hier handelt, zu beurtheilen. In der Lage, in der wir uns befinden, kommt es weniger auf die Mittel, als auf den Zweck an. Der König ist dem Tode nahe, vielleicht morgen, vielleicht erst in einigen Wochen wird Ihnen die That, welche Sie heute als Verrath bezeichnen, als ein Akt des loyalsten Gehorsams erscheinen. Ich darf und kann Ihnen nicht mehr mittheilen, da wir es hier mit einem

Staatsgeheimniß zu thun haben, in das ich selbst nicht vollkommen eingeweiht bin. Nur kann ich Ihnen, selbst auf die Gefahr hin, eine Indescretion zu begehn, sagen, daß Sie nicht nur mich, sondern noch eine hochgestellte Person sich für immer verbinden. Sie wissen jetzt genug, um Ihre Entscheidung zu treffen, von der einzig und allein Ihr ferneres Schicksal abhängt."

Es war zu viel, was so plötzlich auf mich einstürmte; die verführerische Nähe der schönen Frau, der Brief meines Vaters, der mit ihr vollkommen einverstanden schien, die Aussicht auf die reiche Erbschaft, die ich schon verloren gab, die Hoffnung, mich an meiner Tante und der übermüthigen Constanze zu rächen. Um einer solchen Verführung zu widerstehn, gehörte ein festerer Charakter und bessere Grundsätze, als ich damals bei meiner im Ganzen vernachlässigten Erziehung besaß. Dazu kam der Wunsch, durch meine Nachgiebigkeit bei Hofe mein Glück zu machen. Die Worte meiner Beschützerin, ihre nur halb verhüllten Andeutungen waren ganz darauf berechnet, meine leicht bewegliche Phantasie zu bestechen. Jene hohe Person, von der sie sprach, war mir deutlich genug von ihr bezeichnet, um dahinter den zukünftigen Thronfolger zu vermuthen. Die Aussichten, die sie mir eröffnete, versprachen mir

eine glänzende Laufbahn, die herrlichste Zukunft. Mein Ehrgeiz träumte vou einer hohen Stellung, ich sah mich bereits im Geiste als den künftigen Günstling eines Königs, und so jung ich auch noch war, so verstand ich mich doch hinlänglich auf meinen Vortheil, um ihm jedes Opfer zu bringen. Meine eigenen Erfahrungen, die Gesinnungen, welche mein Vater in letzter Zeit mir beizubringen gesucht, und der Aufenthalt am Hofe selbst fingen bereits an, ihre Früchte zu tragen. Unwillkürlich unterlag auch ich jener allgemeiner Ansteckung des Jahrhunderts, das sich offen zu der Lehre eines raffinirten Genusses und zu den Grundsätzen eines systematischen Egoismus bekannte. Ich war ein Sohn meiner Zeit und athmete in ihrer verdorbenen Atmosphäre, die erst durch die nachfolgenden revolutionaiven Stürme gereinigt und gesünder werden sollte.

Als ich von meiner Beschützerin endlich Abschied nahm, hatte sie Alles von mir erreicht, was sie nur verlangen konnte. Ich machte mich verbindlich, sie regelmäßig von allen Vorgängen in Sanssouci in Kenntniß zu setzen und die gewünschten Abschriften der mir bezeichneten Briefe und Depeschen in ihre Hände zu liefern. Mein gewöhnlicher Leichtsinn ließ mich nicht nur meine Schlechtigkeit, sondern selbst die

großen Gefahren übersehn, denen ich mich aussetzte. Wenn der König meinen Verrath entdeckte, so war ich für immer verloren. Ich rechnete jedoch auf seine zunehmende Kränklichkeit, wie auf meine natürliche Schlauheit; im äußersten Nothfalle hoffte ich auf den Schutz des Thronfolgers, obgleich derselbe, wie ich nachträglich erfuhr, bei der ganzen Intrigue nicht betheiligt war. Diese ging vielmehr einzig und allein von dem Grafen Gugumos aus, der sich geschickt im Hintergrunde hielt und unbemerkt die Fäden eines eben so schlau ersonnenen, als kühn durchgeführten Complotes leitete. Er war der verborgene Mittelpunkt des verwegensten Gaukelspiels, das je an einem Hofe getrieben wurde. Meine Beschützerin war so gut, wie ich selbst nur ein Werkzeug in seiner Hand, nur Mittel zu seinem Zwecke, dessen Geheimnisse er allein besaß.

Er hatte auch in der letzten Zeit jenes einflußreiche Bündniß zwischen der einstigen Geliebten des Kronprinzen, in der ich nachträglich meine unbekannte Schöne entdeckte, und zwischen dem Herrn von Bischofswerder und Wöllner herbeigeführt; die früher aus mannigfachen Gründen einander gegenüberstanden, indem die Rosenkreuzer und Freunde des Thronfolgers in ihn drangen, sich jedes Umganges mit jener Frau

zu enthalten, unter dem Vorgeben, daß der sinnliche Genuß ihm den Zutritt zu der mystischen Erkenntniß des Ordens verschließe. Nach der durch den Grafen Gugumos bewerkstelligten Versöhnung, arbeiteten die geeinigten Parteien gemeinschaftlich an derselben Aufgabe, den Kronprinzen vollkommen zu beherrschen und sich seines Willens ganz und gar zu bemächtigen. Um dies Ziel zu erreichen, verschmähten sie kein Mittel, das in ihrer Gewalt stand, sie scheuten weder List noch Betrug. Leider wurde ich selbst durch meine eigene Schuld und durch die Verkettung wunderbarer Ereignisse ein thätiges Mitglied all' dieser Intriguen und verabscheuungswerthen Ränke, deren traurige Folgen ich freilich bei meiner Jugend nicht übersehn konnte.

Es ging mir in diesem Falle, wie so vielen Menschen, welche sich mit dem Gedanken beruhigen, daß jeder Andere an ihrer Stelle ebenso gehandelt hätte. Ich entschuldigte mich vor mir selber mit meiner Lage, mit den Verhältnissen, denen ich meine ganze Schuld beimaß, ohne zu bedenken, daß es keine Lage des Lebens geben kann, die uns berechtigte, die Gesetze der Ehre und Moral zu übertreten. — Anfänglich gab es wohl auch Stunden und Augenblicke, wo ich über meine Schlechtigkeit die tiefste Reue empfand; es fehlte

dann nicht viel, daß ich mich dem König zu Füßen werfen wollte, um ihm Alles zu gestehn, wie ich sein Vertrauen hinterging und ihn verrieth. Dies Gefühl überkam mich besonders dann, wenn er, wie es zuweilen geschah, so überaus gütig und freundlich gegen mich war. Man kann sich unmöglich eine Vorstellung von der hinreißenden Liebenswürdigkeit Friedrich's des Großen gegen seine Umgebung machen, wenn er, was freilich in der letzten Zeit nur selten vorkam, bei heiterer Laune war. Sein Auge strahlte dann eine erwärmende und entzückende Freundlichkeit aus; es war wie ein sonniger Frühlingsmorgen nach einer finsteren Nacht. In solchen Momenten wäre ich gern vor ihm hingekniet, um seine Verzeihung anzuflehn; ich sehnte mich darnach, ihm ein Geständniß abzulegen und durch ein Wort aus seinem Munde mich freisprechen zu lassen. Da erschien er mir wie ein Gott, der den reuigen Sünder nicht verstoßen, sondern zu sich emporheben will. Leider folgte ich nicht dem inneren Triebe meiner besseren Natur; Feigheit und Angst hinderten mich daran, die drückende Last von meinen Busen abzuwälzen.

Immer seltener wurden allmälig die Mahnungen meines schwachen Gewissens, das nach und nach gänzlich zu verstummen drohte. Wenn es sich zu-

weilen noch regte, so genügte ein Lächeln meiner Beschützerin, ein Wort des Grafen Gugumos, um es wieder zum Schweigen zu bringen. Ich war auch bereits zu weit gegangen, um noch zurückkehren zu können; mit jeder Woche häuften sich die Beweise meiner Schuld in ihren Händen, von denen schon ein einziger hingereicht hätte, mich für immer zu verderben. Es blieb mir zuletzt nichts übrig, als den einmal betretenen Weg zu verfolgen, nachdem ich mir die Pforten zur Rückkehr selbst verschlossen hatte. Außerdem verstand es Graf Gugumos meine dann und wann aufsteigenden Bedenklichkeiten durch seine unwiderstehliche Ueberredungsgabe zu beschwichtigen. Er besaß im reichsten Maße die jesuitische Kunst, auch das schreiendste Unrecht zu vertheidigen und durch sophistische Gründe Schwarz in Weiß, Häßlich in Schön zu verwandeln. Was ihm nicht gelang, vollbrachte meine Beschützerin durch ihre verführerische Liebenswürdigkeit. So oft ich mir auch vorgenommen hatte, sie nicht mehr zu sehn, so bedurfte es nur eines Winkes von ihr, um mich vollends zu ihrem Sklaven zu machen. Die heimlichen Zusammenkünfte mit ihr in dem verschwiegenen Cabinet, gewürzt durch die Freuden eines üppigen Mahles, übten auf mich einen unwiderstehlichen Reiz aus. Zuweilen leistete uns auch Gugumos

noch Gesellschaft und erhöhte durch sein unübertroffenes gesellschaftliches Talent unsere Genüsse. Er zeigte sich bei solchen Gelegenheiten als ein vollendeter Lebemann, der mit dem Tone der feinen Welt den sprudelndsten Geist und einen unerschöpflichen Witz verband. In solchen Stunden entwickelte er vor uns eine Weltanschauung, die besonders einem jungen Menschen, wie ich, doppelt gefährlich werden mußte, da er die verwerflichsten Maximen mit dem Scheine der Tugend zu bekleiden und so vorzutragen wußte, daß er selbst einen erfahrenen Mann damit getäuscht hätte. Unter den duftenden Blumen ahnte ich nicht die Schlange und mit Begierde sog ich das moralische Gift ein, das er bald unter heiteren Scherzen, bald im Gewande eines väterlichen Freundes mir einflößte. Seine geistige Ueberlegenheit, verbunden mit der Anmuth meiner Gönnerin und meine eigene Genußsucht vollendeten das Werk meiner gänzlichen Umwandlung und betäubten mich dermaßen, daß ich nicht mehr auf die Stimme meines Gewissens hörte und meinen König und Wohlthäter an Beide verrieth.

Ich war bereits so tief gesunken, daß ich das Gefühl meiner schändlichen Handlungsweise verloren hatte.

VII.

Der Tod Friedrich's des Großen.

Mehrere Wochen schon trieb ich am Hofe Friedrich's des Großen das gefährliche Handwerk eines Spions, ohne daß dieser, oder irgend Jemand in seiner Umgebung die geringste Ahnung hatte. Ich copirte regelmäßig die mir bezeichneten Schriftstücke, die ich mir leicht verschaffen konnte, da ich täglich Zutritt zu dem königlichen Arbeitszimmer hatte, wo die wichtigsten Dokumente meist offen dalagen. Um mich vor jeder möglichen Entdeckung zu sichern, hatte mich Gugumos mit einer unsichtbaren, sympathetischen Dinte versehn, die auf dem Papier nicht die geringste Spur zurückließ und deren Geheimniß er allein besaß. Hätte man mich auch betroffen und die Copien bei mir gefunden, so wäre es doch äußerst schwer gewesen, mir meine

Schuld zu beweisen. Auf diese Weise verschaffte ich meinen Verbündeten die gewünschte Kenntniß von der Politik und den geheimsten Absichten der preußischen Regierung. Die Folgen meines Treibens konnten auf die Länge der Zeit nicht ausbleiben; der König erfuhr nur zu bald, daß verschiedene fremde Höfe von seinen verborgenen Plänen unterrichtet waren, daß selbst die Kunde von seinen Entschlüssen in das große Publikum drang. Oefters stieß er auf einen unvermutheten Widerstand, den er sich so wenig, als sein Minister Herzberg zu erklären vermochte.

Vergebens wurden die genauesten Nachforschungen und Untersuchungen angestellt, die treuesten Diener verdächtigt, selbst die ehrenwerthesten Cabinetsräthe der Bestechlichkeit und der Indiscretion beschuldigt. Niemand fiel auf meine Person und ich war vorsichtig genug, mich nicht zu verrathen und mein gewagtes Spiel so zu verheimlichen, daß kein Mensch meine Schuld ahnen konnte. Gewöhnlich benutzte ich die Stunden, welche der König auf der Terrasse zubrachte, zu dem schändlichen Werke. Meine Jugend und mein harmloses Wesen schützten mich vor jedem Verdachte, so daß ich ungestraft blieb. Vielleicht wäre doch früher oder später mein Treiben entdeckt worden, wenn nicht die Krankheit des Königs nach und nach eine so gefährliche

Wendung genommen hätte, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Vor der drohenden Catastrophe traten alle übrigen Ereignisse in den Hintergrund. — Der fürchterliche Husten, von dem er schon früher gequält wurde, war zu einer unerträglichen Höhe gestiegen; an seinen geschwollenen Füßen traten bereits deutlich die Spuren der Wassersucht hervor; umsonst mahnte ihn jedoch sein Leibarzt, der würdige Doktor Selle, sich Ruhe zu gönnen und eine strengere Diät zu beobachten. Er wollte von Beiden nichts wissen und fuhr fort, seine Regierungsgeschäfte in der anstrengendsten Weise zu besorgen und nach wie vor nur solche Speisen zu genießen, die ihm äußerst schädlich waren. Um sich Appetit zu machen, ritt er oft mehrere Stunden des Tages, so daß er ganz ermattet zurückkehrte. Außerdem setzte er sich noch immer den größten Strapazen und jeder Unbill der Witterung aus. Es schien, als wollte er absichtlich dem Tode um so mehr trotzen, je näher er sich seinem Ende fühlte. Niemand sollte ihn für so schwer krank halten, als er wirklich war. Besonders traurig waren die Nächte, welche er meist schlaflos zubrachte. Als der Herzog von Curland ihn in jener Zeit einmal besuchte, sagte er zu ihm im scherzenden Tone: „wenn er einen guten Nachtwächter brauchte, so bäte er sich dieses

Amt aus; er könne des Nachts vortrefflich wachen."

Ich selbst war mehr als einmal Zeuge von dem Muth und der Standhaftigkeit, womit er seine schweren Leiden ertrug. Während der ganzen Krankheit, welche mehrere Wochen dauerte, zeigte er eine wahrhaft philosophische Ruhe; nie habe ich ihn milder und sanfter gegen seine Leute gesehn, als auf dem Schmerzenslager; er entschuldigte sich förmlich bei ihnen wegen der Beschwerden, die er ihnen verursachte. Mir ging sein Zustand wirklich sehr nahe, dennoch fuhr ich fort, ihn zu hintergehn. — Das menschliche Herz birgt in seiner Tiefe die verschiedensten und oft entgegengesetzten Gefühle. Während ich den kranken König aufrichtig bedauerte, nahm ich doch keinen Anstand jedes seiner Worte meinen Bundesgenossen zu hinterbringen und gleichsam seine letzten Athemzüge zu belauschen und zu verrathen.

Unterdeß verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er aus Liebe zu seiner Schwester, der Herzogin von Braunschweig, und auf den Rath des ihm befreundeten Herzogs von York den berühmten Leibarzt Zimmermann, einen geborenen Schweizer, aus Hannover kommen ließ, um ihn zu consultiren. Er empfing ihn mit dem gewöhnlichen Mißtrauen, das er gegen alle Aerzte hatte.

„Sag' Er mir doch", fragte er ihn im Laufe des Gesprächs, „hat Er schon viele Menschen in die andere Welt geschickt, war Sein Kirchhof groß und ist Er mit dem Füllen fertig?"

Zimmermann verordnete ihm den zur Honigdicke eingekochten Saft einer Pflanze, welche unter dem Namen Löwenzahn in der Medizin öfters angewendet wird.

„Das ist eine Pflanze", bemerkte der Kranke, „die ich nicht kenne."

„Sie wächst im Frühling auf allen Wiesen", entgegnete der Doktor.

„Den Löwen möcht' ich sehn", scherzte der König, „für den dieser Zahn geschaffen ist."

Anfänglich schien das Mittel ihm auch einige Linderung zu verschaffen, so daß er Zimmermann seine Zufriedenheit bezeugte und sich gern mit ihm nicht nur über seine Gesundheit, sondern über viele andere Gegenstände unterhielt. So äußerte er sich mit sichtbarer Unzufriedenheit über die schlechte Behandlung seiner im Kriege verwundeten Soldaten.

„In allen meinen Kriegen", sagte er bei dieser Gelegenheit, „befolgte man meine Befehle in Hinsicht meiner kranken und verwundeten Soldaten äußerst schlecht. Nichts hat mir in meinem Leben mehr wehe

gethan, als wenn ich sah, daß man diese braven Leute, die Gesundheit und Leben so edel für das Vaterland opferten, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden so schlecht pflegte. Man ist mit ihnen oft barbarisch umgegangen und Mancher ist aus Mangel an guter Pflege gestorben. Nichts hat mich von jeher mehr betrübt, als daß ich die unschuldige Ursache an dem Tode irgend eines Menschen war. Aber seit dem letzten Kriege habe ich solche Befehle gegeben, die es allen Schurken und Spitzbuben bei der Armee künftig sehr schwer machen werden, ihren König zu betrügen und den armen Soldaten der ihnen so nöthigen Hülfe und Erquickung so schändlich und barbarisch zu berauben."

Als ihm der Arzt einige Complimente wegen seiner Wohlthätigkeit machte, womit er die Folgen des Krieges wieder gut gemacht, glänzte sein mattes Auge vor Vergnügen.

„Ihre Majestät", sagte Zimmermann, „helfen in allen Ihren Ländern der Armuth auf und schenken Häuser an Menschen, die keine haben."

„Ich habe nie ein größeres Vergnügen", versicherte Friedrich mit seinem entzückenden Lächeln, „als wenn ich einem armen Manne ein Haus bauen lassen kann."

Zimmermann, der stark zum Pietismus neigte,

veranlaßte den König sich auch über die damals allgemein verbreiteten Orden auszusprechen.

„Ich verlache alle diese Narrheiten", bemerkte Friedrich der Große. „Der Aberglaube verliert durch die Fortschritte der Vernunft allenthalben seine Macht."

Der Arzt ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, auf die Illuminaten loszuziehn und sich über ihre Jesuitenriecherei lustig zu machen.

„Ich begreife auch nicht", scherzte der König, „diese Furcht vor den Jesuiten und die allgemeine Verfolgung gegen sie. Trotz wiederholter Aufforderung sie zu vertreiben, habe ich ihnen den Aufenthalt in meinen Staaten nach wie vor gestattet. Ich habe mich nicht mehr über sie zu beklagen, wie über alle anderen Menschen. Ich sehe auch noch die Zeit kommen, wo die katholischen Fürsten von ihrem Hasse gegen den Orden zurückkommen und sich von mir einige Ableger ausbitten werden. In dieser Hoffnung hebe ich die Sorte mir auf, aber ich denke nicht, sie umsonst fortzugeben, und ich stehe Ihm gut dafür, daß ich mir sie gut bezahlen lassen will."

„Auch die Autorität des Papstes", warf Zimmermann dazwischen ein, „dürfte sich bald wieder erheben."

„Nein!" fertigte Friedrich den kecken Redner kurz ab, „mit dem — ist es aus!"

Bald jedoch war der König eben so sehr der Mittel, wie der Unterhaltung des hannoverschen Arztes überdrüssig und er kehrte zu seinen alten Doktoren zurück, nachdem er jenen verabschiedet. Trotzdem seine Leiden sich nicht vermindert, sondern wo möglich noch täglich verschlimmert hatten, arbeitete er fleißiger als je mit seinen Cabinetssecretairen und besonders viel mit dem Minister von Herzberg, der ihn in den letzten Tagen seines Lebens nicht mehr verließ und zu diesem Zwecke seinen dauernden Aufenthalt in Potsdam nahm. Zwei Tage noch vor seinem Tode dictirte er dem Cabinets-Rath Laspeyres mit gewohnter Klarheit einige wichtige Depeschen und Instructionen für die auswärtigen Gesandten; nicht sein Geist hatte gelitten, sondern die gänzliche Abnahme seiner Körperkräfte ließ uns sein nahes Ende ahnen.

Endlich trat der längst gefürchtete Augenblick heran, wo der größte Mann des Jahrhunderts aus dem Leben scheiden sollte. Am sechszehnten August erwachte der König mit einem furchtbaren Röcheln, woran er zu ersticken drohte. Er erholte sich jedoch wieder so weit, daß gegen fünf Uhr Morgens die drei Räthe Bayer, Laspeyres und Müller zu ihrem gewöhnlichen Vortrage sich melden ließen. Er fühlte sich indeß zu schwach, sie zu empfangen, hieß sie aber so lange

warten, bis er sich ganz erholt haben würde. Dem Tode nahe, wollte er doch sein Tagewerk noch nicht aufgeben. Um sieben Uhr kam der General von Rohdich, um, wie immer, den Tagesbefehl aus dem Munde des Königs sich abzuholen. Dieser saß auf einem alten Lehnstuhl angekleidet, die geschwollenen Beine auf ein Tabouret gestützt. Aller Aufforderungen ungeachtet wollte er sich durchaus nicht zu Bette legen, oder auskleiden lassen. Sitzend und mit fürstlichem Anstande wollte er auch den Tod, den größten Herrscher der Erde, empfangen. Nur mit Mühe war der Sterbende im Stande, sein Haupt zu erheben, die Sprache versagte ihm und er vermochte nur noch einen klagenden Blick seinem treuen Diener zuzuwerfen, der sich erschüttert abwendete und mit Thränen in den Augen fortging, ohne die Parole, wie sonst, von dem Könige erhalten zu haben.

Es galt dies für Alle am Hofe als ein unzweifelhaftes Zeichen der nahen Auflösung. Da sämmtliche Diener mehr oder minder beschäftigt waren, erhielt ich den Auftrag, sogleich ein Pferd zu besteigen und die in Potsdam wohnenden Aerzte zu rufen. Mit verhängtem Zügel sprengte ich davon, um mich meines Auftrages zu entledigen. Auf dem Rückwege begegnete ich einem Reiter, in dem ich sogleich den Grafen Mirabeau erkannte.

„Wie geht es dem Könige!“ rief er mir schon von Weitem mit aufgeregter Stimme zu.

„Ich glaube nicht gut“, entgegnete ich ausweichend.

„Sagen Sie mir die Wahrheit!“ bat er heftig. „Mir liegt unendlich viel daran, zuverlässige Nachrichten zu haben.“

Auf seine dringenden Bitten theilte ich mit, was ich selbst wußte.

„Dann muß ich mich beeilen, bevor mir noch Jemand zuvorkommt und die Thore der Stadt geschlossen werden, wie es beim Tode des Königs zu geschehn pflegt. Wenn Ihre Nachricht sich bestätigt, so haben Sie mir einen großen Dienst geleistet, den ich nie vergessen werde. Auch Sie werden an die Stunde denken, wo einer der größten Charaktere, der den Thron eingenommen, zusammenbricht und mit ihm eine der schönsten Formen, die jemals die Natur gebildet hat.“

Mit diesen Worten gab Mirabeau seinem Pferde die Sporen, bald war er in eine Wolke von Staub eingehüllt und meinen Blicken entschwunden. Ich selbst benutzte seine Entfernung, um meinen Verbündeten das für den bestimmten Fall im Voraus verabredete Zeichen zu geben, in einem schwarzen Bande bestehend, das ich an einer einsamen Buche im

Parke befestigen sollte. Während ich noch damit beschäftigt war, trat mir plötzlich Gugumos an der Seite des Herrn von Bischofswerder entgegen; sie schienen mich erwartet zu haben und bestürmten mich, nicht minder eifrig wie Mirabeau, mit ihren Fragen.

„Endlich!" sagte der geheimnißvolle Graf, mit seinem Begleiter einen Blick des Einverständnisses wechselnd.

„Ich will sogleich zu Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen", entgegnete dieser, „und ihn in Kenntniß setzen."

„Sie haben keinen Augenblick zu verlieren. Ich gratulire im Voraus, Herr Generalmajor!"

„Still!" warnte der vorsichtige Günstling. „Wir sind nicht allein."

„Vor unserm jungen Freunde brauchen wir uns nicht zu geniren. Ich bürge für seine Treue und Verschwiegenheit. Zugleich erlaube ich mir, mich und meinen Schützling dem zukünftigen Herrscher des Herrschers zu empfehlen."

„Wo denken Sie hin? — Ich bleibe, was ich gewesen bin, ein schlichter Mann, der sich von aller Politik fern hält, um ausschließlich seinen Studien zu leben."

„Vor mir können Sie getrost die Maske ablegen", entgegnete ironisch der Graf. „Bin in nicht in Alles eingeweiht?"

„Ich erkenne in Ihnen meinen Herrn und Meister. Was aber Ihren Schützling betrifft, der noch dazu ein Sohn meines alten Freundes ist, so werde ich ihm nach Kräften nützen."

„Und Sie werden wohl daran thun; denn er hat uns bisher die ausgezeichnetsten Dienste geleistet. Ich hoffe, daß Sie ihn dem künftigen Könige zu einer angemessenen Beförderung vorschlagen werden!"

„Gewiß! Das will ich thun, wenn er fortfährt, in unserem Interesse zu wirken."

Nachdem Gugumos seinem Begleiter noch einige Worte heimlich zugeflüstert, wiederholte derselbe sein Versprechen, sich für mich bei dem neuen Monarchen zu verwenden, sobald dieser den Thron bestiegen, wogegen ich mich verpflichten mußte, einzig und allein im Sinne meiner Verbündeten zu handeln. Von nun an zählte ich zu jener Coterie, welche in der nächsten Zukunft eine solch' bedeutende Rolle spielte; ich war zum Helfershelfer der Herrn Bischofswerder, Wöllner und der berüchtigten Geliebten des Thronfolgers herabgesunken, die sich in der Herrschaft und Hinterlassenschaft des sterbenden Löwen bereits theilten.

Bei meiner Rückkehr nach Sanssouci fand ich den kranken König vor Erschöpfung eingeschlafen. Als er gegen Abend erwachte, klagte er über Kälte, doch

war sein Bewußtsein wieder zurückgekehrt, nur die Sprache fiel ihm schwer. Er bemerkte noch, daß einer seiner Hunde vom Stuhle gesprungen war; er fragte, wo er sei, und befahl mir ihn wieder auf den Stuhl zu setzen und mit Kissen zu bedecken. In der Nacht verschlimmerte sich sein Zustand, so daß an seiner baldigen Auflösung nicht mehr zu zweifeln war.

Es war eine traurige, fürchterliche Nacht.

In dem Sterbezimmer rang der König mit dem Tode; Niemand war zugegen als die Kammerdiener Schöning und Neumann und der Lakai Strützki, welche ihn abwechselnd in ihren Armen hielten, ab und zu erschien der Leibarzt Selle, um an dem schwindenden Puls die wenigen Minuten zu zählen, die Friedrich der Große noch zu leben hatte. Von Zeit zu Zeit stieß er einen tiefen Seufzer aus; seine matten Augen suchten vergebens Hülfe und Trost bei seiner Umgebung; seine schmerzlichen Blicke fanden kein befreundetes oder verwandtes Auge, von Thränen feucht.

Er war allein in seiner letzten Stunde, nur von bezahlten Dienern umgeben.

„Célà sera bon, le montagne est passée“,*)

*) „Das ist gut, ist der Berg überstiegen.

stöhnte er lebensmüde die letzten Worte, die von ihm noch gehört wurden.

Hierauf versank er in ein tiefes Schweigen, obgleich er noch immer bei Bewußtsein schien. Welche Gedanken beschäftigten diesen großen Geist im Angesicht der Ewigkeit; dachte er an Gott, an sein Volk, an seinen Ruhm? Sah vielleicht seine scheidendende Seele mit prophetischem Blicke die künftigen Zeiten, offenbarte sich ihm die eigene Unsterblichkeit, umschwebte ihn bereits der Genius der Nachwelt, den ewigen Lorbeer um die erbleichte Stirn schlingend? — Oder faßten selbst seinen starken Geist die Schauer des Grabes, die menschliche Furcht vor der Vernichtung; zitterte auch er vor dem Richter der Könige und Fürsten; oder galt sein letzter Gedanke dem Staate, den er geschaffen, dem Lande, das er groß gemacht und nun als eine Waise zurückließ? Umstanden ungesehn, doch nur von ihm erblickt, das Lager des Sterbenden die treuen Provinzen, ein trauerndes Volk statt der Kinder, Freunde und Verwandten, die er vielleicht suchte? Empfand er die Einsamkeit seiner Größe, die traurige Erhabenheit des Genius, der im Leben, wie im Tode sich allein fühlt?

Von allen Schauspielen, denen ich beigewohnt, war wohl das Schauspiel dieses scheidenden Königs

das erschütterndste. Da ruhte der gewaltige Herrscher einer ganzen Nation, schon von seinen Zeitgenossen der Große genannt, entkleidet seiner Majestät, von Schmerzen gefoltert, mit dem Tode ringend, nur von einigen Lakaien umgeben und von seinen Hunden, die allein ihm treu geblieben, während seine Höflinge, seine Minister sich der neu aufgehenden Sonne zuwandten.

Welch' ein Bild menschlicher Eitelkeit!

Von allen seinen Generälen und Ministern waren nur Herzberg, Graf Görtz und der von Braunschweig soeben erst angekommene Graf Schwerin zugegen. Sie erwarteten in einem Nebenzimmer den letzten Hauch des Königs und die Ankunft des durch Bischofswerder benachrichtigten Thronfolgers. Dieser erschien kurz vor dem Hinscheiden.

Die auf einer Commode stehende Uhr zeigte grade zwei Uhr zwanzig Minuten, als Friedrich der Große endete. Die anwesenden Herren wünschten dem neuen Könige Glück zu seinem Regierungsantritte, worauf derselbe den Minister Herzberg umarmte und mit den Insignien seines eigenen schwarzen Adlerordens schmückte, indem er ihn bat, auch ihm eben so treu, wie seinem Vorgänger zu dienen. Man zog aus diesem Gnadenbeweis den vorzeitigen Schluß, daß Friedrich

Wilhelm der Zweite in dem Regierungssystem seines Oheims beharren wollte. Später erschien aber der Major von Bischofswerder, mit dem der neue König eine längere, geheime Unterredung hatte. Auch er wurde mit fürstlicher Huld empfangen und war von diesem Augenblick an der offen erklärte Günstling seines Herrn. Eben so wenig wurde der treue Kammerdiener Riez vergessen, der die Stelle des Tresoriers erhielt. Bald wimmelte es in dem bisher so öden Sanssouci von Höflingen und Stellenjägern, welche den günstigen Augenblick des Regierungsantrittes wahrzunehmen und für ihre nicht immer löblichen Dienste eine Belohnung zu beanspruchen suchten. Alles eilte und drängte sich herbei, um dem neuen Monarchen zu huldigen, die leeren Zimmer füllten sich plötzlich mit einem glänzenden Hofstaate, auf den wenigsten Gesichtern konnte ich den Ausdruck einer wahren Trauer bemerken; die Meisten verhehlten nur schlecht ihre Freude über den Wechsel, von dem sie sich mehr oder minder einen Vortheil versprachen.

Obgleich ich in keiner Beziehung besser war wie all' die Andern, so empfand ich doch einen gewissen moralischen Ekel vor der Menschheit. Wer in der That die Höflinge und das ganze Treiben am Hofe gründlich kennen und verachten lernen will, der braucht nur einem solchen

Regierungsantritt beizuwohnen. Welche Gemeinheit, welcher Eigennutz, wie viel Niederträchtigkeit offenbart sich da in dem kurzen Zeitraum zwischen dem Tode des alten und der Thronbesteigung des jungen Herrschers! —

Ich sah selbst einen Mann wie Herzberg vor der Möglichkeit zittern, seinen Posten zu verlieren. Man urtheile von diesem ehrenwerthen Minister über das andere Geschmeiß. Aller Augen waren nur auf den neuen König gerichtet, man belauschte jede seiner Mienen, das unbedeutendste Wort wurde bewundert, der leiseste Wink reichte hin, um alle Füße in Bewegung zu setzen. Noch war die Leiche Friedrich's des Großen nicht kalt geworden und schon war er für diesen Schwarm so gut wie vergessen.

Der neue König hatte den Befehl gegeben, die Todtenmaske des Verstorbenen in Wachs abzudrücken; was der Bildhauer Eckstein auch that. Hierauf wurde der Leichnam mit der Uniform des ersten Garde-Bataillons bekleidet. Die ganze Hinterlassenschaft an Garderobe war jedoch so dürftig und schlecht bestellt, daß der erste Kammerdiener Schöning sein eigenes Brauthemde für den Todten hergeben mußte, da unter der Wäsche Friedrich's des Großen sich nur sechs zer-

rissene Hemden fanden; dafür war der Staatsschatz mit Millionen gefüllt.

Am siebzehnten August, Abends acht Uhr, wurde vorläufig der Leichnam von Sanssouci nach dem königlichen Schloss in Potsdam auf einem achtspännigen Leichenwagen gebracht, um daselbst in dem gelben Audienzsaale ausgestellt zu werden bis zu seiner Beisetzung in der Garnisonkirche. Alle Straßen, durch die der Zug sich bewegte, waren mit Menschen überfüllt; es herrschte eine tiefe Stille auf dem Volke, das weder den vollen Werth des Mannes, noch die Größe eines solchen Verlustes zu fassen schien.

Hier ruhte der Verstorbene bis zum Abend unter einem Baldachin im Sarge. Das Gesicht bewahrte selbst im Tode das Bild seiner Größe, um die hohe Stirn war das dürre eisgraue Haar etwas gepudert in kunstlose Locken gelegt worden. Auf verschiedenen Tabourets waren seine ruhmreichen Degen, der bekannte Krückstock und die Schärpe ausgestellt. Das Ganze mit den Emblemen des Grabes und der Vergänglichkeit geschmückt und nur schwach beleuchtet, machte einen tiefen, ergreifenden Eindruck auf jeden Beschauer.

In dem großen Nebensaale befanden sich der neue König mit den Prinzen und Prinzessinen des Hauses,

den Geschwistern Friedrich's des Großen, darunter dessen berühmter Bruder Heinrich, der, zu spät benachrichtigt, von Rheinsberg herbeigeilt war, ohne ihn noch am Leben zu finden. —

Unter den Fenstern des Schlosses hatte sich die Garde mit ihren, in schwarzen Flor gehüllten Fahnen aufgestellt, um dem großen Helden die letzte Ehre zu erweisen. Endlich schlug die Stunde der Beerdigung. Unter einem Thronhimmel von schwarzem Sammet bewegte sich langsam der Leichenwagen, gezogen von acht milchweißen Pferden, ebenfalls mit dunkelem Sammet bedeckt; gefolgt von der ganzen Dienerschaft und von sämmtlichen Pagen in Trauerkleidern. Der Weg vom Schlosse bis zur Garnisonkirche war ganz mit schwarzem Tuch belegt. Der Leiche zunächst ging der neue König mit seinen beiden hoffnungsvollen Söhnen; ihnen schloß sich der imposante Zug an, in dem mancher berühmte und gefeierte Name glänzte. In der erleuchteten Kirche fand die kurze Todtenfeier statt, worauf der Sarg in das Gewölbe getragen wurde, wo Friedrich der Große noch heute neben seinem Vater auf seinen ausdrücklichen Wunsch ruht. Die das Leben oft und lang getrennt, hatte nun der Tod vereint.

Ich kann nicht sagen, daß die Beisetzung, trotzdem sie gewiß streng nach dem vorgeschrieben Hofceremoniel

vor sich ging, irgend einen Eindruck auf mich gemacht, eben so wenig auf die meisten Anwesenden, soweit ich sie beobachten konnte. Das Gesicht des neuen Herrn sah weder traurig, noch fröhlich aus; es war eben so apathisch wie das der Uebrigen, die mehr oder minder sich zu langweilen schienen. Ein Fremder, der zufällig zugegen war, hätte gewiß nicht geglaubt, daß man hier den größten König seiner und vielleicht aller Zeiten begrub, dessen Tod in den fernsten Ländern Trauer und Bestürzung verbreitete, während die eigenen Unterthanen kaum durch eine Klage ihre Theilnahme verriethen. In Italien rief ein armer Bauer bei der Nachricht von Friedrich's Tod: „Wer wird jetzt die Welt regieren?"

In Preußen jauchzte das Volk über die Aufhebung des Kaffeemonopols und nannte deshalb seinen Nachfolger: „den Vielgeliebten!" —

Welch' eine Welt!

Aus der Kirche gingen wir geraden Weges wieder auf das Schloß zum Leichenschmause. Der König führte seinen Oheim, den Prinzen Heinrich zu Tische. Beide unterhielten sich sehr angelegentlich und freundschaftlich, so daß man glauben konnte, sie wären im besten Einvernehmen; was jedoch keineswegs der Fall war. Der Bruder Friedrich's des Großen, der bei

dessen Lebzeiten gar keinen Einfluß auf die Regierung ausgeübt, hoffte jetzt mit Sicherheit das Staatsruder unter seinem Neffen zu übernehmen, während dieser, eifersüchtig auf seine Macht, nicht im Entferntesten daran dachte, sich von ihm nur leiten, geschweige beherrschen zu lassen. Nichtsdestoweniger zeigten sie vor der Welt das innigste Einverständniß, indem sie sich gegenseitig mit Versicherungen ihrer Freundschaft und Liebe überhäuften, worüber der Minister von Herzberg in die größte Unruhe gerieth, da Prinz Heinrich ein entschiedener Gegner seiner Politik war.

Anscheinend unbekümmert bewachte Herr von Bischofswerder mit kalten, scharfen Blicken seinen Herrn, den er nicht auf einen Moment aus den Augen ließ. Ich war nicht wenig erstaunt, als er mir ein Zeichen gab, ihm in ein Nebenzimmer zu folgen; was ich auch sogleich that.

„Stellen Sie sich", flüsterte er mir leise zu, „in der Nähe des Königs auf. Ich habe bereits mit ihm von Ihnen gesprochen und Sie ihm dringend empfohlen. Vielleicht bemerkt er Sie."

„Und was soll ich thun?"

„Auf Alles achten, besonders aber auf seine Gespräche mit dem Prinzen Heinrich. Ich werde nach Tisch Gelegenheit finden, mit Ihnen allein zu reden.

Gehen Sie jetzt, um nicht Aufmerksamkeit zu erregen, und stellen Sie sich dicht hinter dem Stuhl Seiner Majestät."

Ich gehorchte ohne Widerrede seinen Anordnungen und stellte mich in meiner Eigenschaft als Page so nahe als möglich, damit mir kein Wort der Unterhaltung entgehn konnte. Dieselbe nahm bald eine politische Färbung an; ich hörte nur, daß der Prinz mit großem Eifer dem Könige einen Anschluß an Frankreich empfahl, ohne daß dieser jedoch Lust bezeigte, darauf einzugehn. Seine Antworten lauteten ausweichend, um so dringender wurde der Prinz.

„Sire!" sagte er ihm leise. „Es ist dieselbe Politik, die Ihr Vater Ihnen gerathen hätte, wenn er noch am Leben wäre. Ich kann Ihnen noch Briefe von seiner Hand zeigen, worin er seine Freundschaft für Frankreich offen zu erkennen giebt."

Der König war offenbar in Verlegenheit, welche Antwort er ihm geben sollte; seine Augen suchten Herrn von Bischofswerder, der am andern Ende der Tafel saß und der ihm natürlich nicht seinen Rath über Tisch zurufen konnte. In seiner Verwirrung drehte er sich nach der Seite hin, wo ich stand.

„Geben Sie mir ein Glas Wasser!" sagte er, indem er sich den Schweiß von dem vollen gerötheten Gesichte mit seinem Taschentuche trocknete.

Ich eilte sogleich zu dem aufgestellten Büffet und kredenzte ihm in einem kostbar geschliffenen Krystallglase das mit Eis gekühlte Wasser.

„Ah! das erfrischt!“ rief er zufrieden aus, indem er mir das Glas zurückgab.

Meine Gegenwart schien ihm jedoch willkommen zu sein, um dem verfänglichen Gespräche mit dem Prinzen und einer bestimmten Antwort auszuweichen. Als ich mich mit einer tiefen Verneigung entfernen wollte, hieß er mich bleiben.

„Sie waren Page des hochseligen Königs?“ frug er mich im gnädigen Ton.

„Ich hatte bisher das Glück, der verstorbenen Majestät zu dienen.“

„Und Sie heißen?“

„Hohenheim, Baron von Hohenheim aus Schlesien.“

„Ihr Name ist mir schon öfters genannt und Sie selbst mir von guter Stelle empfohlen worden. Sie haben dem hochseligen Herrn, wie ich gehört habe, mit rühmlichem Eifer und treu gedient.“

Ich wagte nicht zu antworten; meine brennende Schamröthe mußte mich verrathen, aber der gütige Fürst nahm das Zeichen meiner Schlechtigkeit für Bescheidenheit.

„Von heute an“, sagte er huldvoll, „ernenne ich Sie

zu meinem Kammerjunker. Sie werden sogleich Ihren Dienst antreten. Bleiben Sie in meiner Nähe so lange die Tafel dauert."

Natürlich dankte ich für diese unerwartete Auszeichnung, indem ich dem Könige meine Ergebenheit versicherte und die mir überlassene Hand küßte. Er betrachtete mich mit Wohlwollen und richtete während der Tafel noch öfters einige freundliche Worte an mich; was besonders dann geschah, wenn der Prinz das durch meine Dazwischenkunft unterbrochene Thema wieder aufnehmen wollte.

Ich diente so gleichsam als eine Art von Ableiter, der ihn vor dem Drängen seines Oheims schützen sollte. Die Art und Weise, wie ich seine an mich gerichtete Fragen beantwortete, befestigte mich in seiner Gunst.

So verdankte ich einem Zufalle meine erste Beförderung am Hofe.

VIII.

Wöllner's Religionsedict.

Ich übergehe absichtlich die sich schnell aufeinander folgenden Hoffeste und Feierlichkeiten bei der Thronbesteigung, die sich vollkommen an innerer Leere und Geistlosigkeit trotz des äußeren Glanzes glichen. Weit interessanter für mich war die Persönlichkeit des Königs bei seinem Regierungsantritte, das Verhalten des Volkes, das Treiben der verschiedenen Parteien am Hofe und die Intriguen seiner nächsten Umgebung, an denen ich mich leider selbst betheiligte, in der Nähe zu beobachten.

Unstreitig besaß Friedrich Wilhelm der Zweite das beste Herz, aber leider auch jene Charakterschwäche, die meist mit einem so hohen Grade von Gutmüthigkeit verbunden zu sein pflegt; es fehlte ihm die nöthige Energie und Willenskraft, welche sein Vorgänger im

großen Maße, oft bis zur tyrannischen Strenge zeigte. Aufrichtig liebte er sein Volk und wünschte es auch zu beglücken. Die ersten Maßregeln seiner Regierung waren ganz und gar darauf berechnet, ihn populair zu machen; er schaffte die verhaßte Regie, die Tabakssteuer und das Kaffeemonopol ab, wodurch er sich die Neigung seiner Unterthanen erwarb. Nicht minder wurde ihm die Entlassung der französischen Steuerbeamten und Schauspieler zum Verdienste angerechnet. Im Gegensatze zu Friedrich dem Großen erklärte er sich offen zum Beschützer der deutschen Literatur, indem er einzelnen Schriftstellern, wie der Dichterin Karschin, dem Odenschreiber Ramler, ansehnliche Geschenke machte, Anderen eine angemessene Pension aussetzte und der Akademie die freie Wahl ihrer Mitglieder gestattete.

Das ganze Land gab sich den besten Hoffnungen hin und begrüßte ihn mit dem Namen „des Vielgeliebten." Ueberall sprach man mit Entzücken von dem guten Herzen, den edlen Eigenschaften des neuen Monarchen; besonders lobte man seine Freundlichkeit und Höflichkeit, wobei man nie verfehlte, hinzuzusetzen, daß er alle Leute mit „Sie" und nicht, wie der verstorbene König, mit „Er" anredete.

Wie leicht ist es doch den Herrschern gemacht, das Volk zufriedenzustellen!

Schärfer blickenden Geistern, wie dem Grafen Mirabeau, dem ich öfters noch begegnete, entging freilich die physische und moralische Schlaffheit des neuen Gebieters nicht. Der berühmte Franzose urtheilte äußerst streng, aber nicht ganz ungerecht über ihn, obgleich sein Urtheil durch die ausgesprochenen Antipathien des Königs gegen Frankreich noch geschärft sein mochte.

„Hat er ein System?“ fragte Mirabeau. „Ich glaub' es nicht; Geist? ich zweifle daran, Charakter? ich weiß es nicht. Ich sehe überall in ihm nur Schwäche und Unzuverlässigkeit. So viel steht bei mir fest, daß die Intriguanten, die Frauen und vor Allen die Rosenkreuzer ihn leiten werden.“

Nichtsdestoweniger richtete Mirabeau an den König ein Gratulationsschreiben am Tage seiner Thronbesteigung, worin er eben so freimüthig als scharfsinnig seine Ansichten über die Lage Preußens und das zu befolgende System aussprach. Er warnte ihn zunächst vor den Höflingen, die jede und selbst die verwerflichste Handlung eines Fürsten mit ihrem Lobe überschütten, vor jenen feilen Schmeichlern, welche den Charakter der Könige nur studiren, um sie zu verderben, einzuschläfern und zu hintergehn; er wies ihn auf die einzig wahre Anerkennung aus dem Munde der

Geschichte und der unbestochenen Nachwelt hin. Mit Recht tadelte er die Vielregiererei, die Sucht, Alles von Oben herab zu regeln, als ein Zeichen kleinlicher und beschränkter Geister, als ein Hinderniß der selbstständigen Entwickelung für das Volk. Vor allen Dingen aber forderte er die Aufhebung der noch in Preußen bestehenden Erbunterthänigkeit, dieser Sclaverei, welche ein Land entehrt und zu Grunde richtet, um so drückender durch ihre Verbindung mit einem abscheulichen Aushebungssystem, das die Soldaten gleich einer willenlosen Heerde zur Schlachtbank führt, statt in ihnen die Liebe zum Vaterlande, das Gefühl der Ehre zu erwecken. Ebenso dringend verlangte er für alle Unterthanen die Freizügigkeit, indem er es unumwunden aussprach, daß der Mensch nicht, wie Wiese, Feld und Vieh, ein Eigenthum des Herrn sei, daß die Zeiten aufgehört, wo die Herrscher der Erde im Namen Gottes zu den Völkern reden, da nur die Sprache der Gerechtigkeit und Vernunft heut zu Tage von dauernder Wirkung sein kann.

Gegen die Vorrechte des Adels erhob er seine gewichtige Stimme; er bezeichnete die bevorrechtigten Stände als die natürlichen Feinde der Krone. Aus demselben Grunde empfahl er dem Könige, seinen Unterthanen ohne Unterschied den Zutritt zu allen öffent-

lichen Aemtern im Civil, wie im Militair freizugeben und den Bürgerlichen den damals noch verbotenen Ankauf adliger Güter zu gestatten. Ferner sollte die Justiz unentgeltlich geübt und durch öffentliche Arbeitshäuser für die Armen gesorgt werden. Besonders drang er auf die Abschaffung der Censur und der verderblichen Lotterie. Mit Begeisterung redete er der freien Presse das Wort, so wie einem liberalen Steuersystem zur Hebung der Industrie und des Handels, die durch unerschwingliche Zölle und Verbote beschränkt wurden. Für die Juden vergaß er nicht, eine größere Toleranz zu verlangen, indem er darin die einzige Möglichkeit sah, sie allmälig zu nützlichen Staatsbürgern heranzubilden.

Mirabeau's Brief und die darin ausgesprochenen Grundsätze entsprachen ganz und gar dem revolutionnairen Geiste des Jahrhunderts und verfehlten nicht ein großes Aufsehn zu machen. Der König verzieh einem Franzosen die kühne Sprache, die er sicher bei keinem seiner Unterthanen ungestraft geduldet hätte. Vielleicht stimmte ihn der hier und da gegen Friedrich den Großen ausgesprochene Tadel günstiger, so daß er dem Grafen in einer Gesellschaft bei dem Prinzen Heinrich öffentlich seinen Dank aussprach.

Leider wurden aber die guten Rathschläge Mirabeau's

nicht befolgt, die erst nach einer Reihe von Jahren wieder aufgenommen, Preußen aus dem tiefsten Verderben retten sollten.

Auch der Minister Herzberg, der ganz in den Geist seines großen Meisters und Herrn eingedrungen war, schmeichelte sich nicht minder, wie der Prinz Heinrich, einen Einfluß auf den neuen König auszuüben. Beide mußten nur zu bald einsehn, daß sie sich getäuscht. Friedrich Wilhelm der Zweite war, wie die meisten schwachen Menschen, höchst eifersichtig auf seine Macht, die er mit Niemand theilen wollte. Der geringste Verdacht, daß man ihn beherrschen wollte, war schon hinreichend, ihn zu verletzen und zu entfremden. Je weniger selbstständig er wirklich war, desto mehr suchte er es zu scheinen. Dies war wohl auch der hauptsächliche Grund, weshalb er seinen Oheim nicht leiden konnte, der unstreitig unter den Brüdern Friedrich's des Großen der Bedeutendste war und weder an Geist, noch Feldherrnruhm ihm weit nachstand.

„Ich glaube es gern", hörte ich den König sagen, „daß mein Onkel nach der Leitung des Staates trachtet, aber ich denke nicht daran, sie ihm zu überlassen. Hm! ein Königreich verspeisen — der Bissen soll ihm nicht in den Zähnen stecken bleiben."

Dagegen äußerte sich der Prinz öffentlich höchst

absprechend über die geistigen Fähigkeiten seines Neffen; er unterließ keine Gelegenheit, sich über ihn lustig zu machen. Natürlich kamen diese unbedachten Reden Friedrich Wilhelm zu Ohren und steigerten nur noch seine schon vorhandene Abneigung. Beide vermieden sich gegenseitig und sahen sich nur, wenn dies unumgänglich nöthig war. Bald war es bei Hofe kein Geheimniß mehr, daß der Prinz nicht den geringsten Einfluß ausübte. Um so mehr schien sich der König anfänglich dem Minister Herzberg nähern zu wollen, der das ganze Vertrauen Friedrich's des Großen besessen hatte und in seine Politik tief eingeweiht und eingedrungen war. Herzberg war ein Staatsmann von großen Verdiensten, der Träger und Vertreter jener Ideen, denen Preußen seine Größe verdankte, aber er war einseitig, rechthaberisch und ließ dem neuen Könige nur zu sehr sein Uebergewicht empfinden, wodurch er sich bei ihm verhaßt machte. Trotzdem gelang es ihm, in den ersten Monaten das alte System nach wie vor zur Geltung zu bringen, im Innern den Geist der Duldung und Humanität zu bewahren, nach Außen, und namentlich Oesterreich und Rußland gegenüber, eine Achtung gebietende Stellung zu behaupten. — Um so erbitterter waren seine Gegner; sie arbeiteten im Geheimen an dem Sturze des ehrenwerthen Mannes, mit

dem sie zugleich das System des großen Friedrich's zu stürzen hofften.

Besonders geschäftig war die Partei der Rosenkreuzer am Hofe, um Herzberg zu beseitigen und somit die ihnen verhaßte Aufklärung auszurotten. Sie setzten alle Mittel zu diesem Zwecke in Bewegung, ohne jedoch sogleich durchzudringen, da der König damals eine noch zu hohe Meinung von den Fähigkeiten und der Unentbehrlichkeit seines Ministers hatte. Dieser wußte es sogar durchzusetzen, daß die Jesuiten, welche Friedrich der Große nach Aufhebung des Ordens noch in seinen Staaten duldete, daraus vertrieben wurden; eine Maßregel, welche zwar das Volk mit großer Befriedigung aufnahm, dem Minister aber neue und gefährliche Gegner erweckte. Unter diesen war besonders Graf Gugumos im höchsten Grade erbittert, obgleich er seinen tiefen Grimm geschickt verhehlte. Nur vor mir sprach er bei dieser Gelegenheit seinem Unmuth und Haß gegen Herzberg aus.

„Ist es nicht lächerlich", sagte er, „die Jesuiten zu vertreiben, die gegenwärtig ganz allein im Stande sind, den überall hervorbrechenden Geist der Revolution zu bändigen? Ich räume gern ein, daß es auch unter ihnen Männer gab und noch giebt, deren Lebenswandel und Grundsätze gerechten Tadel verdienen, aber

wo findet man einen Stand, oder irgend eine Gesellschaft, die nicht unwürdige Mitglieder aufzuweisen hat? Es ist jetzt Mode geworden, den Orden anzugreifen und ihm die schwersten Verbrechen zur Last zu legen. Ein unparteiischer Geschichtsforscher wird anders über sie urtheilen und ihnen zugestehn müssen, daß sie der Welt seit dem Bestehn des Ordens die größten Dienste geleistet haben. Sie lehren vor allen Dingen Achtung vor jeder Autorität; sie bekämpfen den Aufruhr, wo er sich zeigt, und sind die besten Stützen der Ordnung und der Herrschaft. Ihr Erziehungssystem verdient unsere ganze Bewunderung, indem sie den Menschen frühzeitig dazu anhalten, Herr seiner Leidenschaften zu werden, und den jungen Seelen Ehrfurcht und Gehorsam vor der bestehenden Gewalt einflößen. Was man heut zu Tage fälschlich Jesuitismus nennt, hat mit den Jesuiten nichts zu thun. Der Jesuitismus ist so alt wie die Welt und wird bestehn; so lange es Menschen giebt."

„Sie mögen Recht haben", entgegnete ich ihm, „aber die neuesten Vorgänge haben hinlänglich bewiesen, daß der Orden seine Macht und seinen Einfluß zu verderblichen Zwecken mißbraucht. In Portugal und Spanien steht es actenmäßig fest, daß er die gefährlichsten Verschwörungen gegen das Leben des Königs

und zum Sturze der Regierung veranlaßt, während er in Frankreich unter dem Deckmantel der Religion die größten Betrügereien ausgeübt und sich durch die schändlichsten Bankerotte bereichert hat, so daß der Papst selbst sich genöthigt sah, auf Andringen der katholischen Mächte die Jesuiten aufzuheben."

„Leider hat es dieser Ganganelli in seiner Verblendung gewagt, Hand an die festen Säulen der Kirche zu legen und den Einflüsterungen der Gegner Gehör zu schenken. Aber wer sind diese Feinde des Ordens und mit welchem Rechte greifen sie die Jesuiten an? Ein sittenloser, tyrannischer Minister wie Pombal, der seinen König ganz allein beherrschen wollte und darum vor keinem Verbrechen zurückschreckte. Wo giebt es eine Grausamkeit, die er nicht verübt? Was bedeuten alle Vergehen der Jesuiten, die man ihnen zur Last legt, gegen sein Verfahren, womit er Hunderte unschuldiger Menschen, darunter arme, schwache Greise, in das gräßlichste Elend jagte und dem Hungertode Preis gab? Lies die Schilderung von den Qualen, welche die vertriebenen Mitglieder des Ordens bei ihrer Ueberfahrt nach Neapel erduldet, und Du wirst empört sein. Was konnten diese Armen für das keineswegs noch erwiesene Verbrechen ihrer Brüder? Weil zwei Menschen gefehlt, mußten tausend Unschul-

dige zu Grunde gehn. Ist das die gepriesene Gerechtigkeit, ist das die Aufklärung und die Humanität, von der ihre Bekenner so viel Rühmens machen? Nicht die sogenannten Grundsätze des Ordens, sondern seine Macht und sein Einfluß über die Gemüther erweckten ihm Feinde und Gegner, die weit jesuitischer, als die mit Unrecht viel geschmähten Jesuiten sind."

Ich kann nicht läugnen, daß die Worte des Grafen das Vorurtheil, welches ich mit meinen Zeitgenossen theilte, einigermaßen erschütterte. Man kann sich gegenwärtig unmöglich eine Vorstellung von dem Haß gegen die Jesuiten machen. Ohne zu entscheiden, ob mit Recht oder Unrecht, wurden sie damals einzig und allein als der Quell alles Bösen, als die geheimen Ursachen aller Verirrungen angesehn. Ihr bloßer Name reichte schon hin, Angst und Schrecken einzujagen; man hielt sie jeder schändlichen That fähig und konnte sich, so lächerlich dies auch war, keinen Jesuiten anders denken, als mit Dolch und Gift bewaffnet. Am meisten aber, und dies gewiß nicht ohne Grund, wie ich bald selbst erfahren sollte, wurden ihre geheimen Umtriebe gefürchtet, welche auch in der That weit gefährlicher waren, als ihr offenes und bekanntes Wirken. Indeß gab es selbst unter den Protestanten und zumeist am Hofe eine Partei, die keineswegs mit

der Vertreibung der Jesuiten einverstanden war, weniger aus Vorliebe für den Orden, als aus Abneigung gegen jede Maßregel, welche die ihnen verhaßte Aufklärung zu befördern schien. Dieser Partei, mit der Gugumos in der engsten Verbindung stand, gelang es zwar nicht, das Verbot gegen den Orden zu hintertreiben, aber wenigstens nach und nach Herzberg's Ansehn zu erschüttern, den König gegen ihn aufzubringen und die bisher eingehaltene Politik in eine andere Bahn zu lenken. Ihr Einfluß machte sich zunächst bei einem Ereignisse bemerkbar, das für ganz Deutschland von unübersehbaren Folgen gewesen wäre, wenn es den gehofften Erfolg gehabt hätte.

Je mehr durch den Geist der Zeit, die Bestrebungen der Illuminaten und die den Grundsätzen der Duldung und Humanität huldigenden Regierungen eines Friedrich's des Großen und Joseph's des Zweiten die Autorität des Papstes gelitten hatte, desto mehr war man in Rom darauf bedacht, das verlorene Ansehn der Kirche wieder herzustellen und ihre erschütterte Macht von Neuem zu begründen. Zunächst richtete sich diese Thätigkeit auf die hohe Geistlichkeit in Deutschland, welche, ebenfalls von der geistigen Bewegung des Jahrhunderts fortgerissen, sich von der päpstlichen Herrschaft zu emancipiren suchte. An der Spitze der

neuen Richtung standen die vier Erzbischöfe von Mainz, Trier, Cöln und Salzburg, die im Bade Ems durch ihre Bevollmächtigten den Anmaßungen der römischen Curie entgegentraten, indem sie ihre Beschwerden in den sogenannten „Emser Punctationen" zusammenstellten und dringend die Beseitigung derselben forderten. Ihr Verlangen wurde von allen Freunden des Fortschritts, besonders aber von dem freisinnigen Joseph dem Zweiten unterstützt. Leider aber fehlte es den Erzbischöfen an der nöthigen Energie, den Kampf durchzuführen, der nothwendiger Weise früher oder später zur Trennung von Rom und Begründung einer deutsch-katholischen Kirche geleitet hätte. Zu gleicher Zeit mischte sich auch Preußen in den Streit, indem es wider Erwarten und gegen sein eigenes Interesse die Partei des Papstes gegen die vier Erzbischöfe und den sie beschützenden Kaiser ergriff. Nicht ohne Grund schrieb man dem verborgenen Einflusse der Jesuiten einen Entschluß zu, der allen Grundsätzen einer gesunden protestantischen Politik widersprach. Sowohl der König, wie der weiter blickende Herzberg ließen sich durch die Vorspiegelung täuschen, daß Joseph durch den Schutz, den er den Erzbischöfen zugesagt, diese von dem Fürstenbunde ab in das österreichische Interesse hinüberziehn und von Preußen abwendig machen wollte. Eine

solche durchaus nicht gerechtfertigte Befürchtung genügte, die Emser Punctationen fallen zu lassen und die Ansprüche Rom's auf Kosten der deutschen religiösen Freiheit zu unterstützen. An dem Berliner Hofe erschien der päpstliche Nuntius Pacca, der die geistlichen Herren in Trier und Cöln mit unverhohlener Feindschaft behandelte; er wurde mit der größten Zuvorkommenheit empfangen und erhielt die befriedigendsten Zusicherungen. Der schlaue Marchese Luchesini bekam den Auftrag, die Emser Verbindung der Erzbischöfe zu sprengen, was ihm auch auf diplomatischem Wege gelang. Der protestantische König von Preußen hatte das zweideutige Verdienst, durch seine Vermittelung die Herrschaft Rom's in Deutschland auf lange Zeit wieder befestigt zu haben, wofür er auch im römischen Staats-Kalender nicht länger als Marquis von Brandenburg aufgeführt, sondern als rechtmäßiger Herrscher anerkannt wurde.

Ich hatte mehr als einen Grund anzunehmen, daß Graf Gugumos in dieser Angelegenheit dem päpstlichen Stuhle wesentliche Dienste leistete, indem er den Nuntius Pacca mit den Rosenkreuzern in Verbindung setzte und seinen nicht unbedeutenden, wenn auch verborgenen Einfluß dazu verwendete, um die Emser Punctationen zu vereiteln und die Losreißung der deutschen Erz-

bischöfe von Rom zu hintertreiben. Zu spät sah Herzberg seinen Irrthum ein, so daß er nicht mehr seinen Fehler verbessern konnte. Seine Gegner faßten durch diesen ersten Sieg frischen Muth, um den ihnen noch immer zu einflußreichen Minister zu beseitigen. Durch ihre wiederholten Angriffe glückte es ihnen auch endlich, den treuen Diener zu stürzen; zu diesem Zwecke beschuldigten sie ihn der Hinneigung zu den revolutionairen Grundsätzen, die in Frankreich bereits das absolute Königthum ernstlich bedrohten. Allmälig sah sich Herzberg von seinem Herrn vernachlässigt und mit Kälte behandelt; man suchte ihm seine Stellung zu verleiden, indem man ihn von den Geschäften entfernte, hinter seinem Rücken Verbindungen mit den fremden Mächten anknüpfte und eine Politik einschlug, die der seinigen gradezu entgegengesetzt war. Zugleich beraubte man ihn seiner besten Stützen, man entließ seine Mitarbeiter, wie zum Beispiel den freisinnigen Minister der geistlichen Angelegenheiten, von Zedlitz, der durch den pietistischen Wöllner ersetzt wurde. Unter dem Vorwande, ihm seine Geschäfte zu erleichtern, beschränkte man ihn auf den engsten Wirkungskreis; zuletzt blieb ihm nichts übrig, als der Präsidentenstuhl der Berliner Akademie und die Aufsicht über den Seidenbau in Preußen, den man ihm wie zum Hohne

übertrug. Da er den Wunsch geäußert hatte, daß er die Lebensgeschichte seines großen Herrn und Meisters schreiben wollte, so heuchelte man die größte Theilnahme für dies Unternehmen. Er sollte, wie es hieß, die nöthige Muße finden und das ganze Staatsarchiv ihm zur freien Benutzung überlassen werden. Im Geheimen aber fürchtete man sich vor dieser Biographie Friedrich's des Großen, die unwillkürlich eine Satyre auf die gegenwärtige Regierung geworden wäre; weshalb man dem Verfasser die größten Schwierigkeiten in den Weg legte und ihn an der Benutzung der dazu nöthigen Aktenstücke zu verhindern wußte.

Mit der Beseitigung Herzberg's hatte die Partei der Rosenkreuzer einen entschiedenen Sieg erkämpft und einen vollständigen Systemwechsel im Innern und nach Außen herbeigeführt. Die nächste Folge war ein engerer Anschluß an Oesterreich im Widerspruch mit der bisherigen Politik Friedrich's des Großen und aller Traditionen der preußischen Regierung. Beide Höfe näherten sich, um gemeinschaftlich die Fortschritte der französischen Revolution zu bekämpfen, wobei das Wiener Cabinet mit alter Schlauheit die gehässige Rolle des Angreifers und die gefährlichste Position Preußen überließ, während es sich im Hintergrunde hielt und im Trüben zu fischen hoffte, ganz in der=

derselben Weise, wie später unter der Leitung Metternich's.

Im Innern machte sich der pietistische und reactionaire Einfluß der Rosenkreuzer zunächst durch den Erlaß des berüchtigten Religionsedictes von Wöllner und durch Verschärfung der bisher kaum nennenswerthen Censur bemerkbar. Von jeher und besonders unter Friedrich dem Großen war Preußen dasjenige Land, wo die größte Gewissensfreiheit, Duldung und Toleranz zu finden war. „In meinem Staate", sagte der erhabene König, „kann Jeder nach seiner Façon selig werden." Nichts war ihm mehr verhaßt, als Glaubenszwang und religiöse Bevormundung. Das preußische Volk wußte diese Freiheit hoch zu schätzen und sah in ihm das heilige Palladium, unter dessen Schutz Bildung und Wissenschaften sich mit überraschender Schnelligkeit entwickelten. Berlin stand damals unbestritten an der Spitze der deutschen Intelligenz. Eben so liberal dachte Friedrich über die Presse, die er fast von jeder Beschränkung befreit hatte. Es durfte Alles gedruckt werden, selbst die heftigsten Angriffe auf seine eigene Regierung. Ließ er doch ein gegen ihn verfaßtes Pasquill niedriger hängen, damit das Volk es besser lesen konnte.

Derartige Grundsätze mußten natürlich den da-

maligen Pietisten, wie ihren heutigen Brüdern, im höchsten Grade gefährlich scheinen. Der neue Minister für Kirchenangelegenheiten, Wöllner, als ihr Haupt, hatte daher bei Uebernahme seines Amtes nichts Eiligeres zu thun, als seinen Antritt durch einen Erlaß gegen die ihm so verhaßte Aufklärung zu bezeichnen. Derselbe erschien am 9. Juli 1788 und war zunächst nur an die preußische Geistlichkeit gerichtet.

„Man habe schmerzlich bemerkt“, so hieß es in dieser neuen Verordnung, „wie seit Jahren die Geistlichen und die Lehrer des lutherischen und calvinischen Bekenntnisses die Grundwahrheiten der Schrift untergruben und, unverschämt den ehrwürdigen Namen der Aufklärung deutelnd, Irrthümer ohne Zahl und längst dafür erkannte ausstreuten. Der König wolle innere Ueberzeugung nicht zwingen, ja selbst bekannte Neuerer aus ihrem Amte nicht treiben, aber Jeder solle von nun an dem hergebrachten und festgesetzten Kirchenglauben getreu lehren, oder im Fall der Uebertretung mit Entsetzung vom Amte, oder noch härter gestraft werden.“ Jedem einzelnen Unterthan wurde zwar die volle Gewissensfreiheit garantirt, aber mit dem vernichtenden Zusatze, „so lange er ruhig als Staatsbürger seine Pflichten erfülle, seine jedesmalige besondere Meinung aber für sich behalte und sich sorg-

fältig hüte, sie auszubreiten." Eine strenge Ueberwachung der Pfarrer und Lehrer, so wie die Zurückweisung aller Candidaten, die von andern Grundsätzen ausgingen, sollte vor dem Eindringen dieser Irrlehren und einer zügellosen Freiheit schützen. Nicht minder streng wurde unter Berufung auf die Bibel und die königliche Polizeiordnung die Heilighaltung der Sonn- und Festtage anbefohlen; die Geringschätzung oder Verspottung des geistlichen Standes aber mit den härtesten Strafen belegt.

Unmöglich kann man sich das Aufsehen vorstellen, welches das verrufene Wöllner'sche Glaubens-Edikt im ganzen Lande und zunächst in Berlin verursachte. Man glaubte falsch gelesen und gehört zu haben. Eine solche Verleugnung aller bisherigen Grundsätze, ein so pfäffischer Erlaß in dem Staate Friedrich's des Großen überstieg selbst die kühnsten Vermuthungen, Alles, was man von dieser pietistischen Clique nur erwartet hatte. Die Freunde des Fortschrittes und besonders die zahlreichen Mitglieder des Illuminaten-Ordens unterwarfen das Edict, welches auch von dem Geiste seiner Verfasser ein sehr trauriges Zeugniß ablegte, einer vernichtenden Kritik; ihr Urtheil wurde von der Mehrzahl der Gebildeten und von dem größten Theil der Bevölkerung gut geheißen. Selbst die

wirklichen Freunde der Religion und sogar viele Geistliche der Residenz, darunter Männer wie ein Spalding, Teller, Zöllner, waren empört über eine Sprache, wie sie in dem protestantischen Deutschland nie zuvor gehört worden. Um so verletzender mußten die angedrohten Maßregeln wirken, da sie von einem Menschen wie Wöllner ausgingen, dessen eigenes Leben im schreiendsten Widerspruche zu dem von ihm ausgegangenen Erlasse stand. Noch weniger war das sittenlose Treiben am Hofe geeignet, eine neue Periode geistiger Wiedergeburt und religiöser Umkehr der Nation zu unterstützen. Das böse Beispiel lag zu offen, vor allen Augen da, um nicht zu spöttischen Vergleichungen zwischen Wort und That, zwischen dem Gesetz und dem Lebenswandel seiner Urheber unwillkürlich herauszufordern. Hatte doch derselbe Wöllner, welcher jetzt strenge Befehle gegen die Verspottung der Geistlichen erließ und der Toleranz auf religiösem Gebiete den Krieg erklärte, zu derselben Zeit von dem Könige die Erlaubniß zu erschleichen gewußt, die nachgelassenen Werke Friedrich's des Großen, unbekümmert um alle darin enthaltenen Spöttereien gegen die Religion und ihre Diener, herausgeben zu dürfen; wofür er sich von dem damaligen Oberhofbuchdrucker Decker ein höchst ansehnliches Honorar zahlen ließ. Derselbe Wöllner, welcher jetzt

für die Heilighaltung des Sonntags und für den Glauben in die Schranken trat, war dem Publikum als ein Mann bekannt, der in seiner Stellung als Hauslehrer zugleich der Mutter und der Tochter in skandalöser Weise den Hof gemacht und die Letztere gezwungen hatte ihn zu heirathen. Mußte nicht die öffentliche Meinung durch derartige Vorgänge veranlaßt werden, laut über Gleißnerei und Scheinheiligkeit zu schreien? War nicht das Vorurtheil gerechtfertigt, womit das neue Glaubens-Edict gleich bei seinem Erscheinen begrüßt wurde?

Natürlich fehlte es nicht an Angriffen gegen den Wöllner'schen Erlaß, welche hauptsächlich von den Freunden der Aufklärung und den Berliner Illuminaten ausgingen. Unter Anführung des Buchhändlers Nikolai eröffneten die Mitarbeiter der von ihm herausgegebenen „allgemeinen deutschen Bibliothek" ihren Feldzug gegen den Minister und seine Helfershelfer. Da es den Letzteren an Geist fehlte, um sich zu vertheidigen, so griffen sie zu dem gewöhnlichen Mittel, der brutalen Gewalt, und riefen die Censur zur Hilfe, welche durch eine königliche Cabinetsordre vom 19ten Dezember 1788 eingeführt wurde. Wegen der überhandnehmenden schändlichen Schreibfreiheit sollten von nun an alle, im Inland erscheinenden Schriften, bevor

sie dem Drucke übergeben werden durften, einer vorläufigen Censur unterworfen werden, da, wie es in der betreffender Verordnung hieß, „die Erfahrung gelehrt habe, was für schädliche Folgen eine gänzliche Ungebundenheit der Presse hervorbringe und wie häufig dieselbe von unbesonnenen, oder gar boshaften Schriftstellern zur Verbreitung gemeinschädlicher, practischer Irrthümer über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen, zum Verderbniß der Sitten, zum hämischen Spott und boshaften Tadel öffentlicher Anstalten und Verfügungen, besonders in den sogenannten Volksschriften bisher gemißbraucht worden.“

Da Nikolai in seiner Zeitschrift den Kampf mit Erfolg fortsetzte, so wurde die „allgemeine deutsche Bibliothek“ in Preußen verboten, so daß sich der Herausgeber genöthigt sah, in Kiel, wo noch Preßfreiheit herrschte, sie von nun an erscheinen zu lassen. Trotz aller Unterdrückung gelang es Wöllner nicht, seinen Maßregeln den gewünschten Eingang zu verschaffen; von allen Seiten erhob sich gegen ihn ein systematischer Widerstand, vor dem ihn selbst die strengste Censur nicht schützen konnte. So las er unter Anderem in einer so eben erst in Berlin unter dem Titel: „allgemeine Zustände“ erschienenen Flugschrift mit nicht geringer Entrüstung die Worte: „Wehe dem Lande,

dessen Minister Esel sind!" Empört ließ Wöllner, der diese Apostrophe richtig auf sich bezog, den bestellten Censor, Consistorialrath Cosmar, sogleich zu sich rufen.

„Herr Consistorialrath!" fuhr er ihn in seiner hochmüthigen Weise an, „habe ich Sie deshalb zum Censor ernannt, daß Sie dergleichen zum Druck verstatten?"

„Ihre Excellenz", entgnegnete der Censor, „verzeihen Sie, aber ich weiß nicht —"

„Da lesen Sie!" rief ihm der Minister zu, indem er ihm das Buch mit der betreffenden Stelle überreichte. „Was steht hier?"

„Wehe dem Lande, dessen Minister Esel sind!" las der Consistorialrath mit gut geheucheltem Erstaunen.

„Nun! Was sagen Sie?"

„Excellenz!" entgegnete Cosmar mit unterdrücktem Lächeln, „wünschten vielleicht, daß ich statt: „Wehe!" drucken lassen sollte: „Wohl dem Lande, dessen Minister Esel sind."

Selbstverständlich wurde der witzige Consistorial-Rath seines Censoramtes enthoben, was er gewiß sehnlichst gewünscht hatte, da kein ehrenwerther Mann sich freiwillig und gern zu diesem geistigen Scharfrichterposten brauchen ließ.

Um den allgemeinen Widerstand zu brechen, sah

sich Wöllner genöthigt, einen andern Weg einzuschlagen und sich von nun an nur mit solchen Kreaturen zu umgeben, auf deren blinden Gehorsam er mit Sicherheit rechnen durfte. Er fand dieselben zunächst in dem weitverbreiteten Orden der Rosenkreuzer und unter den Pietisten seiner Bekanntschaft. Aus diesen ergebenen Werkzeugen bildete er jene geistliche Examinations-Commission, die, mit seinen Instructionen versehn, an die krassesten Zeiten der römischen Inquisition erinnerte und das freisinnige Ober-Consistorium, in dessen Mitte die würdigsten, aber auch humansten Berliner Geistlichen, wie Teller, Gedicke u. s. w., saßen, verdrängen sollte.

An der Spitze dieser neuen Dunkelmänner stand der Prediger Hermes aus Breslau, der Bruder des bekannten Romanschreibers und Verfassers der beliebten, vierbändigen „Reise Sophien's von Memel nach Sachsen.“ Er hatte schon während der Regierung Friedrich's des Großen gegen die Sünde der Aufklärung von der Kanzel herab geeifert, den nahen Untergang von Sodom und Gomorrah, worunter er Potsdam und Berlin verstand, verkündet und die Wiederkehr des neuen Gottesreiches unter der Herrschaft Friedrich Wilhelm's des Zweiten prophezeit. Der Chef der Pietisten-Clique war abwechselnd hochmüthig und kriechend,

je nachdem es sein Vortheil erforderte; er entblödete sich nicht, in der Kirche den König mit den niedrigsten Schmeicheleien zu feiern und zu den verwerflichsten Zugeständnissen seine Hand zu bieten, sobald er sich einen Nutzen von seiner Nachgiebigkeit versprach. Mit ihm zugleich wurde sein Schwiegersohn Oswald, ein ruinirter Kaufmann und Geisterseher, aus Breslau nach Potsdam berufen und mit dem Titel eines Geheimraths und einem ansehnlichen Gehalt als Vorleser des Königs angestellt. Oswald war ein erklärter Schwärmer, Rosenkreuzer und Pietist. Er rühmte sich, daß auf sein brünstiges Gebet ihm der Heiland im Purpurmantel und mit der Dornenkrone auf dem Haupte erschienen sei, um ihm den Tod seines ältesten Knaben anzuzeigen und ihn zu trösten. Nebenbei beschäftigte er sich sehr angelegentlich mit dem Magnetisiren von Clairvoyanten, wobei er vielleicht eben so sehr Betrüger wie Betrogener war. Seine ganze Erscheinung hatte etwas düster Unheimliches, unter buschigen Augenbrauen rollten seine stechenden Augen in fortwährend unstätter Bewegung, während um seine Lippen ein fast irres Lächeln ohne Aufhör schwebte. Zu diesem Beiden kamen noch zwei orthodoxe Berliner Prediger Woltersdorf und Elias Silberschlag hinzu, der ein guter Mathematiker und Schachspieler, aber höchst

bornirter Theologe war, endlich ein herumschweifender Abenteurer, Namens Hilmer, der, unter den Hernhutern auferzogen, später mit einem deutschen Baron auf Reisen gegangen und Rosenkreuzer geworden war. Auf Wöllner's Empfehlung wurde er von Breslau, wo er als Lehrer am Magdalenäum nur mit Noth und Mühe seinen Posten ausfüllte, zum geistlichen Rathe befördert, wobei ihm weniger seine Kenntnisse, als seine bekannte Intoleranz zur Empfehlung dienten.

So verstärkt durch seine pietistische Cohorte und gestützt auf den unerschütterlichen Einfluß, den sein Freund Bischofswerder auf den König ausübte, hielt sich Wöllner stark genug, der öffentlichen Meinung zu trotzen und den Kampf mit der Aufklärung und den Illuminaten aufzunehmen. Es wurde von ihm ein vollständiges Inquisitionsverfahren und Spionirsystem im ganzen Lande eingeführt. Die geistliche Examinations-Commission und die ihr untergeordneten Behörden waren angehalten, sich eine möglichst genaue Kenntniß von der Gesinnung sämmtlicher Prediger und Schullehrer zu verschaffen und eine doppelte Liste über ihr Verhalten zu führen und dem Minister einzusenden, „damit alle Gutgesinnten nach ihrer Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit, ihren Verdiensten und wesentlich nach ihrer Orthodoxie und Anhänglichkeit an der alten,

reinen christlichen Glaubenslehre mit den wichtigeren Lehrstellen in Kirchen und Schulen belehnt, die Neologen aber und die Rotte der sogenannten Aufklärer dem weltlichen Arme zur wohlverdienten Cassation und Bestrafung übergeben werden sollten.“

Um die Wirksamkeit des freisinnigen Ober-Consistoriums gänzlich zu lähmen, erhielt die Commission den Auftrag, jeden Candidaten, der sich um ein Amt bewarb, bevor er zum Examen zugelassen wurde, noch zuerst ein förmliches Glaubensbekenntniß ablegen zu lassen, woraus erhellen mußte, daß er nicht von den schändlichen Irrthümern der Neuerer und Aufklärer angesteckt sei; widrigenfalls er keine Aussicht auf irgend eine Anstellung in Preußen hatte. Außerdem wurde von dem pietistischen Hermes ein eigenes Examinations-Schema in dem schlechtesten Küchenlatein abgefaßt; ein elendes Machwerk, das, weder kirchlich noch theologisch haltbar, von so gelehrten und bibelfesten Männern wie Spalding, Teller, Gedicke und Zöllner in seiner Nichtigkeit dargestellt und beurtheilt wurde. Dem allgemeinen Spotte Preis gegeben, blieb den Kreaturen Wöllner's in ihrer Herzensangst nichts übrig, als ihr eigenes Produkt von dem Buchhändler zurückzukaufen, um die weitere Verbreitung zu hindern und die gerügten Schnitzer zu entfernen, die kein Quar-

taner gemacht hätte. Aber die neue Ausgabe war wo möglich noch schlechter, als die alte, so daß die allgemeine deutsche Bibliothek, welche sich vor allen andern Zeitschriften angelegen sein ließ, Jagd auf „das Berliner Schwarzwild“ zu machen, mit Recht bemerkte: „Aus diesen und andern Veränderungen erkennt man schon die Flüchtigkeit, mit welcher bei aller Herzensangst, die dem Verfasser der lateinische Ausdruck verursacht haben muß, der Aufsatz hingeschleudert ist. Allein durch doppelt so viele Veränderungen würde er im Ganzen wenig gewonnen haben. Wüßte man nicht, welcher Herkunft und Bestimmung der Aufsatz sei, so würde man eher darauf rathen, daß er die Geburt eines Paters Lektors in einem Capuziner Convent sein möchte, als das Werk eines Berlinischen Ober-Consistorialraths, oder eines geistlichen Collegiums für die preußischen Staaten.“

Ungeachtet dieses Widerspruchs von Seiten der öffentlichen Meinung ließ sich Wöllner nach Art bornirter Pietisten in seinem Verfinsterungswerke nicht irre machen. Er griff immer weiter rückwärts und entblödete sich nicht, den Schulen und Gemeinden die längst veralteten Gesangbücher und Katechismen aufdringen zu wollen. Ein vor länger als dreißig Jahren erschienenes, der Vergessenheit anheimgefallenes Lehr-

buch: „Die christliche Lehre im Zusammenhange" wurde von Hermes „auf allerhöchsten Befehl für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit umgearbeitet" herausgegeben und befohlen: dasselbe als ein allgemeines Lehrbuch für die niederen Schulen der sämmtlichen preußischen Lande einzuführen. Es galt dabei die Axt an die Wurzel des Jugendunterrichts zu legen und die kommende Generation zu verdummen; eine Hauptaufgabe, die sich der alte, wie der neue Pietismus gestellt zu haben scheint.

Wieder war es der aufgeklärte Nikolai, welcher den Kampf gegen diesen Katechismus eröffnete, den er als eines der armseligsten Bücher in seiner Art und um Vieles schlechter, als irgend ein anderes bezeichnete, indem er mit Recht die Worte: „für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit umgearbeitet" auf dem Titel des Buches als eine wahre Schandrede auf die jetzige Zeit rügte. Aber auch von theologischer Seite wurde darauf aufmerksam gemacht, daß durch jenes Buch das Gedächtniß der Kinder mit einer Menge unfruchtbarer und für das zarte Alter unfaßbarer Begriffe angefüllt, ihr Verstand durch leere und dunkle Vorstellungen verwirrt, ihr Herz zu müßiger und mystischer Andächtelei gestimmt würde.

Der reformirte Prediger Gerhard hatte in einer kleinen Schrift seine Bedenken über das Lehrbuch veröffentlicht; dieselbe war als Manuskript bei dem Ober-Consistorium zur Censur eingereicht und von dem Ober-Consistorial-Rath Zöllner ohne Bedenken die Druckerlaubniß ertheilt worden. Kaum war jedoch das Werkchen erschienen, als der Minister Wöllner aus eigener Machtvollkommenheit dem Buchhändler Unger den Verkauf der Schrift bei einer Strafe von einhundert Dukaten untersagte, weil dieselbe einen sträflichen Tadel der von Seiner Majestät dem Könige verordneten Einführung eines allgemeinen Lehrbuchs der christlichen Religion mit sich führe. Der Buchdrucker wandte sich hierauf an das durch seine Unparteilichkeit hochberühmte Kammergericht in Berlin und verklagte zunächst den Ober-Consistorial-Rath Zöllner, der die Erlaubniß zum Drucke ertheilt hatte, auf Schadenersatz. Selbstverständlich wurde der ganze Prozeß nur in der Absicht geführt, um die Maßregeln des Ministers vor das Forum der Oeffentlichkeit zu bringen und in ihrer Verächtlichkeit hinzustellen. Das Kammergericht bewährte seinen alten Ruf als das Bollwerk preußischer Gerechtigkeit und Gewissensfreiheit, indem es zu Gunsten des verklagten Censors mit folgenden Gründen entschied: „Einer guten Sache

wird nicht sowohl durch ihre Gegner, als durch schlechte Vertheidiger geschadet. Wer schwache Gründe verdrängt, macht starken Platz. Wenn es daher auch wichtig wäre, daß die Einführung eines allgemeinen Landeskatechismus von der Regierung beschlossen und der Beschluß dem Censor bekannt gewesen wäre, so könnte doch die Widerlegung falscher und schwacher Gründe, welche dafür streiten sollen, nicht als ein Hinderniß dieses Vorhabens betrachtet werden. Ja selbst alsdann, wenn Gründe dafür angeführt werden könnten, würde dennoch die Regierung vernünftiger Weise nicht mehr wünschen müssen, als daß vor der wirklichen Ausführung ihres Vorhabens die Gründe für und wider dasselbe in ihrer ganzen Stärke gezeigt werden möchten. Beklagter Censor würde sogar die der Regierung schuldige Ehrfurcht verletzt haben, wenn er angenommen hätte, sie wollte lieber den einmal angenommenen Vorsatz blindlings befolgen, als besseren Gründen Gehör geben. Wenn jemals über Gesetze und öffentliche Anstalten mit Nutzen geschrieben werden kann, so ist es gewiß zu der Zeit, da sie entworfen werden. Haben nun die Einrichtungen, welche getroffen werden sollen, die Religion und das Erziehungswesen zum Gegenstande, so ist es ja offenbar, daß unter den vielen tausend Menschen, welche diesem Geschäfte ihr

ganzes Leben widmen, Mancher anzutreffen sein müsse, dessen Belehrung dem noch mit vielen andern Dingen beschäftigten Staatsmanne nützlich werden kann. Derartige Belehrungen dürfen um so weniger verhindert werden, da sie auch gegen schon bestehende Einrichtungen stattfinden müssen. Wenn nichts, was diesem entgegensteht, behauptet werden dürfte, so würden, wie Beklagter mit Recht in seiner Deduction anführt, alle Compendien der Staatswissenschaft unter die verbotene Bücher und Plato, Montesquieu und Thomasius unter die Staatsverbrecher gehören; ja es würden dadurch alle Bemühungen der Gelehrten auf Gedächtnißkram und unnütze Speculation beschränkt werden. Daß es besonders in dem preußischen Staate erlaubt sei, die wirklich vorhandenen Anstalten und Gesetze zum Gegenstande einer gelehrten Untersuchung zu machen, ist von dem Kammergericht schon öfters anerkannt worden, ja aus dem Censuredicte selbst erhellet dies ganz deutlich, da es im Artikel heißt: Die Absicht der Censur ist keineswegs, eine anständige, ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit zu hindern, und im Eingange wird nicht die Prüfung, sondern die hämische Verspottung und der boshafte Tadel öffentlicher Anstalten und Verfügungen als unzuläßig gemißbilligt."

Durch die Abweisung der Klage gegen den freisinnigen Censor wurde indirect dem Minister das Urtheil gesprochen. Wöllner war im höchsten Grade erbittert, aber dennoch wagte er nicht, das allgemein geachtete Kammergericht anzugreifen; es blieb ihm daher nichts übrig, als die Person des Königs vorzuschieben und durch eine Cabinetsordre die in Rede stehende Schrift zu verbieten.

Wie gewöhnlich wurde das Buch nur um so eifriger gekauft und gelesen.

IX.

Wilhelmine Enke.

Während der Pietismus in dieser Weise den Namen des Königs mißbrauchte und ein frevelhaftes Spiel mit dem Heiligsten der Menschheit, mit Gewissensfreiheit und Glaubensansichten, trieb, war der Hof der Schauplatz der verschiedensten Intriguen, an denen ich mehr oder minder selbst betheiligt war. Den Mittelpunkt derselben bildete meine jetzige Beschützerin, die frühere Geliebte Friedrich Wilhelm's des Zweiten.

Die preußische Pompadour war die Tochter eines Berliner Kammermusikus, der in der Kapelle Friedrich's des Großen als Waldhornist eine Anstellung gefunden hatte; sie hieß Wilhelmine Enke und war noch ein Kind, als sie der damalige Kronprinz in dem Hause ihrer Schwester, einer schönen und galanten Opern-

tänzerin, unter sonderbaren Umständen kennen lernte. Die mehr interessante als schöne Kleine wurde hier zu den niedrigsten Diensten gebraucht und oft von den eigenen Verwandten mißhandelt, wenn sie die ihr gegebenen Aufträge nicht zur Zufriedenheit besorgte. Der gutmüthige Prinz empfand ein inniges Mitleid mit dem hilflosen Kinde und nahm sich dessen vernachlässigter Erziehung an. Er setzte zu ihrem Unterhalte eine für seine beschränkten Verhältnisse ansehnliche Summe aus und ließ ihr von den besten Lehrern Unterricht ertheilen. Dankbarkeit von ihrer Seite und ein zerrüttetes Familienleben von Seiten des unglücklich verheiratheten und bald darauf geschiedenen Thronfolgers gaben bald dem Verhältnisse eine leidenschaftliche Färbung. Das junge, unerfahrene Mädchen vermochte nicht zu widerstehn und folgte ihrem fürstlichen Anbeter nach Potsdam, wo er sie heimlich unterbrachte. Hier beschäftigte er sich zunächst mit der Ausbildung ihres reich begabten Geistes. Wie viele Männer, fand auch er einen besonderen Reiz in dem Gedanken, das geliebte Weib zu erziehn, ihre Seele und ihr Herz zu bilden. Er gab ihr zu diesem Zwecke eine Gouvernante, Madame Girard, von der französischen Colonie; außerdem leitete er in eigener Person ihren Unterricht. In seinen Mußestunden trieb

er mit ihr Geschichte und Geographie, worin er selbst die gediegensten Kenntnisse besaß, indem er, wie sie mir oft erzählte, mit zugemachten Augen auf der Landkarte die ihm genannten Städte, Flüße und Gebirge zeigte. Besonders suchte er ihr aber Geschmack für Literatur und schöne Künste beizubringen, wobei er in seinen Bemühungen durch ihr angeborenes Schönheitsgefühl unterstützt wurde. Die Liebenden lasen zusammen die besten älteren und neueren Dichter, Rousseau's neue Heloise, die gewissermaßen an ihr eigenes Verhältniß zwischen Lehrer und Schülerin sie erinnerte, die unsterblichen Dramen Shakespeare's in der damals erst erschienenen Uebersetzung von Eschenburg. Bald schwärmten sie mit Romeo und Julie, bald lachten sie über den dicken Falstaff, der eine Lieblingsfigur des Prinzen wurde. Der Reiz des Geheimnisses, das die Liebenden umgab, vermehrte noch ihr stilles Glück und den Genuß, in welchem er die reichste Entschädigung und vielleicht auch eine hinlängliche Entschuldigung für seine häuslichen Leiden fand.

Aus dem eigenen Munde meiner Beschützerin erfuhr ich die näheren Umstände dieses eigenthümlichen Verhältnisses und während sie von ihrer Vergangenheit mit mir sprach, leuchteten ihre Augen vor Seligkeit.

„Es ist keine Prahlerei", sagte mir die trotz aller Schuld nicht ganz verdammenswerthe Frau, „wenn ich behaupte, daß unter tausend Geliebten von Fürsten, welche die Geschichte aufweist, nicht Eine ist, die sich mit mir vergleichen läßt. Sie können mich an Reizen des Körpers, an Vorzügen des Geistes bei Weitem übertroffen haben, aber ihr Geist war nicht durch den Geliebten selbst gebildet. Man nenne mir einen Fürsten, der wie Friedrich Wilhelm in seinem eigenen Werke sein höchstes Vergnügen fand und sagen durfte: „meine Schülerin wird bis zum Tode meine Freundin sein?" — Vom Anfang unserer Verbindung bis zu diesem Augenblicke war ich die Vertraute seiner geheimsten Gedanken. Eines Tages, als er mir das offene Geständniß eines gegen mich begangenen Unrechts machte, schwur er mir zu, mich nie zu verlassen und daß, im Falle ich zeitiger als er sterben sollte, kein Anderer als er selbst, mir die Augen zudrücken dürfe. Mit einem Federmesser, das er zufällig hielt, schnitt er sich absichtlich in den Ballen der linken Hand; worauf er mit seinem fürstlichen Blute dieselbe feierliche Versicherung, welche sein Mund soeben ausgesprochen, auf einem kleinen Papierstreifen mir schriftlich wiederholte. Ich war so erschüttert, daß ich vergebens nach Fassung rang. Er verlangte von mir,

daß ich seinem Beispiele folgen sollte. Ich nahm das Messer aus seiner Hand und schnitt mir damit in den Arm so tief, daß Sie noch heute nach vielen Jahren die Narbe hier sehn können. Mit meinem Blute verpflichtete ich mich, ebenso wie er, bis zum Grabe seine Freundin zu bleiben und ihn niemals zu verlassen. Beide sind wir unserm Schwure treu geblieben. Zwar lösten wir später das Band einer leidenschaftlichen Liebe, aber dies geschah in vollster gemeinsamen Uebereinstimmung und nur, um eine desto dauerhaftere Freundschaft dafür einzutauschen."

So schilderte sie mir selbst die ersten Jahre ihrer Liebe und ich glaube, daß sie die Wahrheit sprach. Jener schwärmerische Eid mit der blutigen Unterschrift athmete ganz und gar die Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts, jene Mischung von überschwänglicher Empfindelei und wollüstiger Gefühlsschwelgerei.

Nachdem der Thronfolger selbst in Potsdam seine Geliebte sich erzogen, schickte er sie nach drei Jahren auf die hohe Schule der Galanterie, nach Paris, wo ihre, unterdeß an einen Grafen Matuschka verheirathete Schwester schon seit längerer Zeit lebte und einen Kreis vornehmer Lebemänner und reicher Russen, wie die Fürsten Baratinski und Bellasinski, die Grafen Schuwalof und Buturlin, um sich versammelte. Hier

lernte Wilhelmine jene weibliche Coquetterie, worin die Französinnen und vor Allen die Pariserinnen die Frauen aller andern Länder übertreffen. Als sie zurückkehrte, war sie auf Kosten ihrer früheren Naivetät Meisterin in allen Künsten der Verführung geworden, wodurch sie ihren Geliebten nur noch mehr zu fesseln wußte. Aber zugleich hatte sie ihre bisherige Bescheidenheit eingebüßt; sie kam mit weit größeren Ansprüchen zurück, als sie gekannt hatte. Ehemals begnügte sie sich mit der kleinsten Summe; nie hatte die Geliebte eines Prinzen geringere Ansprüche gemacht. Jetzt verlangte sie mehr, als eine Hütte und ein Herz, mit denen sie einst vollkommen zufrieden war.

Friedrich der Große, der keineswegs ein strenger Sittenrichter war und in seiner Jugend selbst manche Thorheit begangen, fürchtete den verderblichen Einfluß einer kostspieligen und intriganten Geliebten auf seinen eben so gutmüthigen, als schwachen Neffen. Er suchte dem Verhältniß dadurch ein Ende zu machen, daß er Wilhelmine zwang, einem andern Manne die Hand zu reichen. Bald war ein solcher in der Person des Kammerdieners Rietz gefunden, der sich bereitwillig zeigte, eine derartige Scheinehe einzugehn, wodurch er auf Kosten seiner Ehre sein Glück zu machen hoffte. Natürlich erreichte Friedrich so wenig seinen Zweck,

daß er zuletzt sich gezwungen sah, diese Verbindung stillschweigend zu dulden. Madame Rietz blieb nach wie vor die erklärte Freundin des Kronprinzen, von dem sie eine Villa in Charlottenburg geschenkt erhielt, die früher dem Grafen Schmettau gehört hatte und zwanzigtausend Thaler kostete. Ihre Herrschaft über das Herz des Geliebten wurde durch die Geburt zweier Kinder nur noch mehr befestigt, von denen besonders der Knabe, Graf Alexander von der Mark genannt, von seinem Vater angebetet und mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit geliebt wurde. Um so größer war sein Schmerz über den plötzlichen Tod dieses Sohnes, der am ersten August 1787 in seinem neunten Lebensjahre unter so räthselhaften Umständen starb, daß die nächsten Angehörigen an einen unnatürlichen Tod leicht denken konnten. Der untröstliche König ließ seinem entschlafenen Liebling ein prachtvolles Denkmal von Marmor durch den berühmten Bildhauer Schadow in der Dorotheen-Kirche setzen und erkannte ihn somit öffentlich als seinen Sohn an.

Durch diese theueren Pfänder und Erinnerungen wie durch ihren Geist, ihre Nachgiebigkeit und Schlauheit wußte sich Madame Rietz fortwährend in der Gunst ihres fürstlichen Anbeters zu erhalten, nachdem er schon längst aufgehört hatte ihr Geliebter zu

sein. Sie war klug genug, sich mit der Rolle seiner Freundin und innigen Vertrauten zu begnügen, die ihr weit sicherer schien, indem sein leicht entzündetes Herz sich nach Abwechselung sehnte. Nach wie vor übte sie auf ihn einen entschiedenen Einfluß aus, der mit den Jahren eher zu steigen, als abzunehmen schien. Freilich vermied sie auch selbst solche Mittel nicht, welche jede andere Frau von strengeren Grundsätzen anzuwenden gescheut hätte. Sie verband sich zu diesem Zwecke mit den Pietisten und Rosenkreuzern am Hofe, die ihr anfänglich feindlich gegenüberstanden und sie, wenn auch vergebens, zu beseitigen suchten. Durch den Grafen Gugumos, der zu ihren geheimen Rathgebern gehörte, kam jedoch jene Vereinigung von Frömmelei und Sinnlichkeit zu Stande, die den König bis zu seinem Tode beherrschte. Vorläufig begnügte sich Madame Rietz damit, für sich und ihre nächsten Verwandten zu sorgen. Vom Augenblick der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's des Zweiten an bezog sie außer einem Jahresgehalte von zwanzigtausend Thalern in Gold noch die Revenüen der Güter Lichtenau Breitenwerder und Roßwiese, die der König dem Grafen von der Mark zum Geschenk gemacht hatte, nach dessen Tode aber die genannten Besitzungen ihr ganz zufielen. Die ihr zugehörige Villa in Charlotten-

burg wurde für eine ansehnliche Summe neu möblirt und auf das Prachtvollste eingerichtet; dazu besaß sie mehrere Häuser und ein schönen Palast in Berlin. Ihre Mutter erhielt eine ausreichende Pension, ebenso wurden ihre Geschwister großmüthig bedacht. Trotzdem war sie weder so gewinnsüchtig, noch verschwenderisch, wie eine Gräfin Kosel und die andern Maitressen August's des Starken, die Millionen vergeudeten und das arme Sachsen aussaugten. Madame Rietz gab ihrem fürstlichen Geliebten mehrfache Proben einer mehr klugen, als edlen Uneigennützigkeit, womit sie sich ein unerschütterliches Vertrauen erwarb. Nicht minder nachsichtig zeigte sie sich gegen die Schwächen des Königs und seine Flatterhaftigkeit; zur rechten Zeit hatte sie darauf verzichtet, sein Herz ausschließlich zu besitzen; sie zeigte ihm nicht die geringste Spur von weiblicher Empfindlichkeit und Eifersucht, nie wurde sie ihm mit ihren Vorwürfen unbequem.

Durch die Macht der Gewohnheit, durch ihre Nachsicht und berechnete Gutmüthigkeit verstand sie es, ihn zu fesseln und sich ihm unentbehrlich zu machen; unter allen Verhältnissen war und blieb sie seine Freundin und innigste Vertraute. Diese Stellung mißbrauchte sie im Ganzen nur selten, indem sie sich mit den politischen Angelegenheiten nur wenig oder

gar nicht beschäftigte; die Leitung derselben überließ sie meist Bischofswerder und später dem Grafen Haugwitz, die dafür ihren Wünschen nicht störend in den Weg treten durften. Höchstens beschränkte sie sich darauf, ihre Freunde und ergebenen Diener zu befördern und anzustellen. Sie besaß durchaus keinen politischen Ehrgeiz, ihr ganzes Wesen bestimmte sie mehr für die kleinen Intriguen und weiblichen Ränke, obgleich es ihr weder an Geist, noch Verstand fehlte. Erst in vorgerückteren Jahren erwachte in ihr der Wunsch, eine Rolle am Hofe zu spielen, weniger aus eigenem Antriebe, als durch das Drängen ihrer Umgebung. Auch bei ihr sollte sich das bekannte Sprüchwort bewähren: „l'appetit vient en mangeant."

Nach und nach hatte sich um Madame Riez ein kleiner Hofstaat gebildet, sie machte ein förmliches Haus aus und versammelte in ihrem Palaste fast jeden Abend einen Kreis von mehr oder minder eigennützigen Anbetern und Freunden, welche entweder durch ihre Reize, oder durch ihre einflußreiche Stellung angezogen wurden. Zu ihrem gewöhnlichen Umgange gehörten die Geheimräthe Faudel und Cäsar, dessen schöne und geistreiche Tochter, die Freundin der berühmten Rahel und die Geliebte des genialen Prinzen Louis Ferdinand's war; ferner der reiche Tabaksfabrikant

Cohen, ein holländischer Jude, welcher, wie die meisten seiner damaligen Glaubensgenossen, für Toleranz und Bildung schwärmte und sich hochgeehrt durch jeden christlichen Umgang fühlte. Einer der originellsten Figuren in diesem Kreise war der ebenfalls sehr reiche und sehr dicke Geheimrath Schmidts, Direktor der Manufactur im königlichen Lagerhause, wegen seines unförmlichen Körperumfanges, der äußerst komisch mit seiner bekannten Galanterie contrastirte, nur der „dicke Adonis“ oder „dicke Cupido“ in ganz Berlin genannt. Er war das Musterbild eines behaglichen Lebemannes, ein vollendeter Gourmand, dabei aber äußerst gutmüthig und wohlthätig. Er schwärmte für Madame Rietz, der er die glänzendsten Geschenke machte; täglich bestürmte er sie mit seinen Liebesseufzern, welche einem Sturmwinde glichen. Sein höchster Wunsch war ein Kuß von ihren schönen Lippen, für den er die Hälfte seines Vermögens ihr zu Füßen legen wollte.

Zur Belustigung erzählte sie dem Könige, welch' einen schwärmerischen Verehrer sie gefunden und wie sehnlichst dieser sich einen Kuß von ihr wünsche. Dieser verabredete mit ihr, daß sie das nächste Mal ihrem dicken Anbeter Gewährung seiner Bitte unter der Bedingung versprechen sollte, wenn er fußfällig darum sie anflehn würde. Zur gewohnten Stunde erschien

der dicke Schmidts und wiederholte unter obligaten Seufzern sein galantes Anliegen.

„Wohlan!“ sagte Madame Rietz. „Länger vermag ich nicht Ihren Bitten zu widerstehn, mein lieber Schmidts!“

Vor Entzücken ganz außer sich drohte der Berliner Falstaff in Wonne hinzuschmelzen; schon kniff er vor Seligkeit die kleinen Aeuglein zusammen, daß sie in dem Fette der rosigen Wangen fast gänzlich verschwanden, schon spitzte er den breiten Mund, schmunzelnd und lächelnd.

„Das ist der schönste Tag meines Lebens!“ keuchte er, nach Athem ringend.

„Halt!“ rief ihm die lächelnde Schöne zu. „Eine solche Gunst will verdient sein. Ich verlange ein Opfer von Ihnen.“

„Reden Sie, meine Göttin! Befehlen Sie und ich schenke Ihnen die Hälfte meines Vermögens.“

„Das wäre zu viel für eine so kleine Gefälligkeit. Ich verlange nur, daß Sie mir einen förmlichen Fußfall thun.“

„Das ist keine Kleinigkeit“, entgegnete der arme Seladon, indem er einen verzweifelten Blick auf seine unbeholfenen Füße und seinen Leibesumfang warf.

„Ich bestehe darauf. Nur unter dieser Bedingung,

habe ich mir zugeschworen, sollen Sie den gewünschten Kuß von mir erlangen. Ich denke, daß Sie keinen Anstand nehmen werden, vor mir zu knien?"

„Gewiß nicht! Was könnte mir erwünschter sein, aber —"

„Wie, Sie zögern noch? Fort aus meinen Augen, Ungetreuer!"

Das war zu viel für den guten und verliebten Schmidts; mit ungeheuerer Mühe beugte er seine unförmliche Kniee und ließ sich vor der angebeteten Schönen nieder, die nur mit der höchsten Anstrengung ein lautes Lachen zu unterdrücken vermochte. In diesem Momente öffnete sich verabredeter Maßen die Thür und der König trat mit hastigen Schritten und erheucheltem Zorne in das Zimmer.

„Was hat das zu bedeuten?" rief er mit furchtbarer Stimme dem bestürzten Liebensschäfer zu.

Dieser schwieg vor Angst und Verlegenheit; vergeblich suchte er sich vom Boden zu erheben, der Schreck hatte seine ohnehin schwer beweglichen Glieder vollends gelähmt. Wie ein gestrandeter Wallfisch auf trockenem Lande schnappte er nach Luft, indem er sich den Angstschweiß von der Stirne wischte und abwechselnd die holde Dame und den grimmigen König mit jammervollen Blicken anstarrte.

„Stehen Sie auf!“ herrschte ihm dieser zu.

Von Neuem suchte der Aermste dem Befehle nachzukommen, aber die kolossale Wucht seines Körpers zog ihn immer wieder zurück; die ungehorsamen Beine versagten ihm den Dienst und so sehr er sich auch anstrengte, blieb er nach wie vor auf den Knieen liegen. Länger aber vermochte der König nicht, seinen nur angenommenen Ernst zu behaupten; er lachte so laut, daß die Wände zitterten. Jetzt erst merkte Schmidts, daß das Ganze nur ein fürstlicher Spaß war. Ein Stein fiel zwar von seinem Herzen, aber er wurde darum doch nicht leichter.

„Da nehmen Sie meinen Stock!“ sagte der gnädige Monarch. Mit seiner Hilfe werden Sie sich wohl erheben.“

Wie ein Ertrinkender nach dem Rettungsseil so griff der Berliner Falstaff nach der kostbaren Krücke, die ihm der König hinreichte. Auf sie gestützt und mit Hilfe des Königs selbst, der ihm die Hand reichte, gelang es ihm endlich, sich vom Boden zu erheben und aus seiner fatalen Situation zu kommen.

„Ach!“ keuchte der dicke Adonis. „An diese Schäferstunde werde ich denken, so lange ich lebe.“

„Und damit Sie nie daran vergessen“, entgegnete der gütige Herr, „so schenke ich Ihnen für das Ver-

gnügen, welches Sie mir verursacht haben, diesen Stock, auf den sich Friedrich der Große in seinem Leben oft gestützt."

Trotz dieses schelmischen Streiches blieb der Geheimrath Schmidts der unerschütterliche Verehrer der Madame Rietz und bewies ihr auch im Unglück und nach ihrem Sturze eine seltene Treue, die seinem guten Herzen und Charakter Ehre machte. —

Außer den genannten Herren erschienen in diesem Cirkel dann und wann auch einige junge Diplomaten, vorzugsweise Engländer, und mehrere Officiere, unter denen ich den später so berühmt gewordenen General Bülow von Dennewitz und dessen älteren Bruder öfters bemerkte, der den Reizen ihrer Schwester, der schönen Gräfin Matuschka, huldigte, während der jüngere als Lieutenant für die liebenswürdige Schauspielerin Döbbelin damals die heftigste Leidenschaft empfand, daß er ernstlich damit umging, mit ihr davonzulaufen. Ein dritter Bruder, den ich erst später kennen lernte, war der geniale Schriftsteller Dietrich von Bülow, ausgezeichnet durch seinen militairischen Scharfblick, womit er zuerst die Gebrechen des preußischen Kriegswesens und Heeres erkannte und offen aufdeckte. Hätte man auf den damals noch sehr jungen Officier gehört, statt den in der Schule Friedrich's des

Großen zwar grau, aber auch stumpf und einseitig gewordenen Generälen zu folgen, so wäre vielleicht die Schmach von Jena unterblieben. Statt des gehofften Lohnes für seine zwar beißende, aber geniale Kritiken der vorhandenen Fehler und Schwächen, fand er nur Haß und Verfolgung. Die alten Kamaschenhelden konnten ihm seine geistige Ueberlegenheit nicht verzeihn; sie verdammten seine Schriften, die trotz mancher Irrthümer zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft gehören, voll genialer Geistesblitze gegen das verrotte/ Vorurtheil und den blinden Autoritätsglauben. Der Haß seiner Gegner ging so weit, daß sie sich nicht entblödeten, den talentvollsten Officier der preußischen Armee auf Wunsch des Gesandten Alopäus zu verhaften, dessen Zorn er durch seine zwar scharfe, aber gerechte Beurtheilung der russischen Waffenthaten erregt hatte. Noch aus dem Gefängniß der Berliner Hausvoigtei gab er den preußischen Generälen gute Rathschläge, die sie leider nicht befolgten. Bei Annäherung der Franzosen wurde er als Staatsgefangener nach Colberg und von da nach Riga geschleppt, wo er wahrscheinlich in Folge der schlechten Behandlung von Seiten der russischen Behörden am Nervenfieber starb. Das war das traurige Schicksal des genialen Bülow, den ich oftmals

mit Bewunderung seine Theorien und kühnen Einfälle vortragen hörte; wobei sich sein stolzes Selbstgefühl verrieth. Als er einmal von seinem Bruder, dem nachherigen General, den ich häufig bei Madame Rietz traf, mit mir sprach, that er die für ihn, wie für seine ganze Familie höchst bezeichnende Aeußerung: „Mein Bruder Fritz ist von uns Bülow's der Dümmste, aber noch immer der gescheidteste Officier im ganzen preußischen Heer.“ —

Nach dieser Abschweifung, die man meinem geschwätzigen Alter verzeihn mag, kehre ich zu dem Kreise und den Verehrern der Madame Rietz zurück. Zu den Letzteren gehörten ferner noch die beiden Brüder Gualtieri, zwei ebenfalls geistreiche und gebildete Officiere, von denen der Aeltere in vollem Ernste sich um ihre Hand bewarb, ohne jedoch zu reüssiren. Später war dieser Major Gualtieri ein eben so eifriger Anbeter der berühmten Rahel; auch zählte er zu den Ueberschwänglichen, welche den hypergenialen Prinzen Louis Ferdinand's umgaben und dessen Orgien des Geistes und der Sinne theilten. Unter den Diplomaten nenne ich vorzugsweise den damals kaum zwanzigjährigen Lord Tempeltown, einen Verwandten des großen Staatsmannes Pitt, der, wie man in Berlin allgemein glaubte, seinen Neffen aus politischen Gründen zum

Liebhaber der preußischen Pompadour bestellt haben soll. Tempeltown, ein feuriger Irländer und excentrischer Kopf verliebte sich jedoch so ernsthaft, daß er ebenfalls die Hand dieser Sirene begehrte; er war glücklicher als Gualtieri, aber der König versagte seine Genehmigung zu der bereits declarirten Heirath; weil er fürchtete, Madame Rietz werde dem Lord nach England folgen und er selbst ihren ihm zur Nothwendigkeit gewordenen Umgang dann entbehren müssen.

Der Ton dieser gemischten Gesellschaft war weder besser, noch schlechter, als in den meisten Kreisen des damaligen Berlin's; im Ganzen bewegte man sich mit großer Freiheit, um nicht zu sagen Frivolität. Französische Coquetterie bildete mit deutscher Sentimentalität ein wunderliches Gemisch von Sinnlichkeit und Schwärmerei. Tugend, Moral und feste Grundsätze wurden hier weder gesucht, noch gefunden; dafür aber um so größere Nachsicht und Duldung mit den kleinen, menschlichen Schwächen, die man sich gegenseitig verzieh. Leidenschaft und ein gutes Herz waren eine Art Freibrief für so manche Sünden, und ein überlegener Geist, ein Anstrich von Genialität genügte, um selbst gröbere Fehler zu entschuldigen. Durch die angeborene Liebe der Gebieterin für Kunst und Poesie erhielt Alles einen gewissen geistigen Firniß, der jedoch die moralischen

Schmutzflecke nur oberflächlich bedeckte. Man versammelte sich mehrmals in der Woche und jedes Mitglied der Gesellschaft hatte das Recht, auch Fremde einzuführen. Es wurde hauptsächlich Musik getrieben; Madame Rietz selbst sang ganz angenehm, bald allein, bald mit dem bekannten Tenoristen Conciliani. Zuweilen lud sie auch noch einige Dichter und Schauspieler ein, wie den bereits genannten Ramler und den genialen Fleck, einen der größten Künstler, die ich je gehört. Er war der verkörperte Genius des Trauerspiels und riß durch das Feuer seiner Empfindung, durch die Erhabenheit seines Vortrags, durch den Adel seiner ganzen Erscheinung den bezauberten Zuhörer hin. Fleck war schlank, nicht groß, aber von schönstem Ebenmaß. Er hatte braune Augen, deren Feuer durch Sanftmuth gemildert wurde, fein gezogene Brauen, edle Stirn und Nase; sein Kopf hatte Aehnlichkeit mit dem Apollo. Sein Organ war von der Reinheit einer Glocke und so reich an vollen und klaren Tönen, in der Tiefe wie in der Höhe, daß nur derjenige mir glauben wird, der ihn gekannt hat; denn wahres Flötenspiel stand ihm in der Zärtlichkeit, Bitte und Hingebung zu Gebot, und ohne je in den knarrenden Baß zu fallen, der uns oft so unangenehm stört, war sein Ton in der Tiefe wie Metall klingend, konnte wie ver-

haltener Donner rollen, und in losgelassener Leidenschaft mit dem Löwen brüllen. Der Tragiker, für den Shakespeare dichtete, muß, nach meiner Ansicht, viel von Fleck's Vortrag und Darstellung gehabt haben; denn diese wunderbaren Uebergänge, diese Interjectionen, dieses Anhalten und dann den stürmenden Ton der Rede, so wie jene zwischengeworfenen, naiven, ja an das Komische grenzenden Naturlaute und Nebengedanken, gab er so natürlich wahr, daß uns die Sonderbarkeit seines Pathos vollkommen einleuchtete. Sah man ihn in einer dieser großen Dichtungen, so umleuchtete ihn etwas Ueberirdisches, ein unsichtbares Grauen ging mit ihm und jeder Ton, jeder Blick ging durch unser Herz. Viele der Schiller'schen Charaktere waren ganz für ihn gedichtet, aber der Triumph seiner Größe war, so groß er auch in Vielem sein mochte, der Räuber Moor. Dieses titanenartige Geschöpf einer jungen und kühnen Imagination erhielt durch ihn solche furchtbare Wahrheit, edle Ergebenheit, die Wildheit war mit so rührender Zartheit gemischt, daß ohne Zweifel der Dichter bei diesem Anblick selbst über seine Schöpfung hätte erstaunen müssen. Hier konnte der Künstler alle seine Töne, alle Furien, alle Verzweiflung geltend machen, und entsetzte sich der Zuhörer über dieses ungeheuere Gefühl, das im Ton und Körper dieses

Jünglings die volle Kraft antraf, so erstarrte er, wenn in der furchtbaren Rede an die Räuber, nach Erkennung seines Vaters, noch gewaltiger derselbe Mensch raset, ihn aber nur das Gefühl des Ungeheuersten niederwirft, er die Stimme verliert, schluchzt, in Lachen ausbricht über seine Schwäche, sich knirschend aufrafft und noch Donnertöne ausstößt, wie sie vorher noch nie gehört waren. Dabei war Fleck eben so liebenswürdig und anspruchslos als Mensch, wie er groß und unübertroffen als Künstler war. Minder anziehend und interessant erschien mir Ramler, dem ich ebenfalls öfters in dem Hause der Madame Rietz begegnete. Er las dort einige horazische Oden mit großem Beifall vor, ohne daß ich seinem etwas pedantischen Wesen Geschmack abgewinnen konnte. Aber er genoß allgemein den Ruf eines Ehrenmannes und war der Freund eines Lessing's gewesen; was ihm in meinen Augen einen besondern Reiz verlieh.

Den Mittelpunkt dieser Gesellschaft bildete natürlich Madame Rietz, deren ganze Erscheinung eine genauere Beschreibung noch verdient, obgleich ich bereits einige flüchtige Züge zu ihrer Charakterisirung früher gegeben habe. Bei näherer Bekanntschaft und längerem Umgange mit ihr, verlor sie allerdings den Nimbus, mit dem meine jugendliche Phantasie sie aus-

geschmückt; nichtsdestoweniger blieb sie eine der interessantesten Frauen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Sie war eine pikante Brünette mit dunkelen, feurigen Augen. Was ihr an Schönheit im großen Stile abging, ersetzte sie durch Anmuth und Reiz; selbst ihre kleine, aufgeworfene Nase gab ihrem lebhaften Gesicht einen eigenthümlich schelmisch-liebenswürdigen Ausdruck. Dabei besaß sie die schönste Büste von der Welt, Hals und Nacken waren wahrhaft klassisch, ihr Arm vollendet. Die Liebhaber und Kenner weiblicher Schönheit verfehlten nie, sich in dem Laden von Fasquel an der Schloßfreiheit einzustellen, wo sie ihre Handschuhe anzuprobiren und zu kaufen pflegte. Alte Herren erinnerten sich nach Jahren noch mit Entzücken dieses Genusses. Ihre üppige Figur, ihr frisches Wesen gab die wahrhaftige Vorstellung von einer vollkommenen Bachantin. Alles an ihr athmete verzehrende Sinnlichkeit und glühende Lebenslust, die gewaltsam aus den verlockenden Blicken, dem verführerischen Lächeln ihrer schwellenden Lippen, dem Wellenspiele ihres vollen weißen Busens hervorsprühte. Im Gespräche und Unterhaltung erschien sie als eine hochbegabte, sehr gebildete Frau, reich an Gedanken und glücklichen Einfällen, die sie im gewähltesten Redeflusse entwickelte, bei genauerer Bekanntschaft entdeckte

man freilich, daß ihr Wissen höchst lückenhaft und nur oberflächlich war; sie konnte nicht einmal orthographisch schreiben, obgleich ihre Briefe, wenn man sich die Mühe nahm, die Hieroglyphen ihrer Buchstaben zu entziffern, voll reizender Wendungen und überraschender Gedanken waren.

„Es ist wahr", sagte sie mir selbst einmal, „daß ich einen ziemlich richtigen Geschmack, feinere Lebensart, einige Fertigkeit in den nöthigsten Sprachen und endlich einige Kenntniß der Malerei, Dichtkunst und Musik habe, aber es ist Alles nur Routine — die viele Gelegenheit, die ich hierzu, theils durch die Bekanntschaft der vorzüglichsten Männer Deutschlands in diesen Fächern, theils auch durch meine Reisen nach Frankreich, Italien und der Schweiz erhielt, kam mir zu Statten; — aber — Menschenkenntniß — diese besaß ich leider nie."

In der That hinderte sie ihr Leichtsinn verbunden mit einer großen Gutmüthigkeit, die richtige Wahl in ihrer Umgebung zu treffen; sie schenkte ihr Vertrauen meist solchen Männern, von denen sie später verrathen wurde. Für ihre Freunde zeigte sie eine große Anhänglichkeit und, trotz der Flatterhaftigkeit ihres Charakters, eine seltene Treue, wovon sie vielfache Beweise gab. Dafür übte sie auch eine fast unwiderstehliche An-

ziehungskraft auf Alles aus, was mit ihr in Berührung trat; selbst noch in dem Alter, wo die meisten Frauen aufhören gefährlich zu sein, erregte sie die heftigsten Leidenschaften. Ein edler, junger Engländer, Adjutant des Prinzen von Wales, lernte die schon fünfzigjährige Rietz kennen und bot ihr seine Hand an. Aus Verzweiflung über ihre Zurückweisung entschloß er sich, den Dienst zu verlassen und das Malthesergelübde abzulegen. Der Fall machte großes Aufsehn in London und selbst der Prinz von Wales ließ ihn kommen, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

Wie die meisten ihrer Zeitgenossen neigte auch sie zum Glauben an Ahnungen, Erscheinungen überirdischer Wesen und vindicirte besonders den orientalischen Frauen, die sie für feiner organisirt hielt, einen Blick in die Zukunft der Nebenmenschen. Trotzdem traute sie den Rosenkreuzern nicht, deren Treiben sie durchschaute, obgleich sie aus Klugheit sich mit ihnen vertrug und selbst ihre Gaukeleien unterstützte, wenn es ihr Vortheil erforderte. Sie benutzte und ließ sich abwechselnd von Bischofswerder und Wöllner benutzen, deren pietistische Richtung und Heuchelei ihr im Innersten zuwider waren. Zu schwach, um sie zu beseitigen, zu gleichgiltig und kurzsichtig, um das Verderbliche ihrer Wirksamkeit einzusehn, machte sie sich

zu ihren Mitschuldigen. Wie ihrer Schönheit, so mangelte auch ihrem Charakter jede Größe, sie war nicht eine jener Frauengestalten wie Kleopatra, Catharina von Rußland, nicht einmal eine fürstliche Geliebte wie Aurora von Königsmark, die Gräfin Cosel, oder eine Pompadour, deren Verirrungen selbst, wenn auch nicht Achtung, doch wenigstens Bewunderung und Erstaunen erregen. Ihr ganzes Wesen hatte einen kleinlich-bürgerlichen Anstrich und verleugnete nie ihren niedrigen Ursprung und beschränkte Verhältnisse. Nur ihr angeborener Schönheitssinn und eine gewisse Gutmüthigkeit dienten ihr zur Folie und verliehen ihr einen schwachen Nimbus. Durch ihren Sinn für feinere Geselligkeit trug sie allerdings zur Entwicklung derselben in Berlin bei, indem sie in ihrem Hause einen Kreis geistreicher Menschen aus allen Ständen versammelte und somit die noch immer bestehenden Vorurtheile des Ranges und der Klassen mit Erfolg bekämpfte. Dagegen beförderte sie aber auch durch ihr Beispiel im hohen Grade die schon vorhandene Sittenlosigkeit, die Unmoralität und Charakterlosigkeit, welche nach und nach von der Höhe des Thrones durch alle Schichten der Bevölkerung wie ein fressendes Gift sich verbreiteten und das innerste Leben der Familie mit ihrer sittlichen Fäulniß ansteckten.

Ohne es zu wissen und zu wollen, war sie der böse Genius des ihr treu ergebenen Königs, eine Hauptursache der Zerrüttung der preußischen Monarchie, welche weniger durch ihre Verschwendung, als durch die von ihr mitausgehende allgemeine Demoralisation an den Rand des Abgrundes gebracht wurde, sodaß der Staat Friedrich's des Großen bei den ersten Schlägen des Schicksals zusammenbrechen mußte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.

Inhalt
des zweiten Bandes.

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.

Ring, Max, 1817-1901

Rosenkreuzer und Illuminaten

Bd.: 2. Theil

Berlin 1861